

UE Charakterisierung literarischer Figuren anhand produktions- und handlungsorientierter Verfahren

(erarbeitet von Almut Sersch und Kristina Fries)

Die UE „Charakterisierung literarischer Figuren“ bezieht auf alle drei Arbeitsbereiche des Faches Deutsch und verknüpft Leseförderung mit kreativem Umgang mit literarischen Texten. Durch den kreativen Ansatz erarbeiten sich die Schüler/innen Kompetenzen zu den Bereichen **Informationenentnahme, Reflexion über das Verhalten literarischer Figuren** sowie **Erzählperspektive** und verknüpfen diese mit **phantasiegeleitetem literarischem Schreiben**.

Die UE gliedert sich in folgende Phasen des Förderkreislaufs (nach Bauch):

- Feststellung der Lernausgangslage
- Lernarrangement
- Zwischenbilanz
- Passung
- Lernkontrolle

1. Lernstandserhebung durch einen „Eingangstest“

Da die Schüler/innen verschiedene Erfahrung mit dem Thema Personenbeschreibung/ Charakterisierung mitbringen, dient zum Start der Einheit ein Test, um den individuellen Stand sowie ein Einstiegsniveau für die Klasse zu ermitteln.

Um die Kompetenzen zur Charakterisierung zu erheben, eignet sich eine den Schüler/innen bekannte Geschichte, zu deren Hauptfigur verschiedene Aspekte aus dem Text entnommen und gedeutet werden sollen (**M1**).

Je nach Ergebnis werden sowohl ein gemeinsames Einstiegsniveau für die UE vereinbart als auch die zu erwerbenden Kompetenzen transparent gemacht.

Kompetenzen zur Charakterisierung (Jgst.7):

- wichtige Informationen aus dem Text entnehmen
- Aus Verhaltensweisen oder Gesprächsverhalten einer Figur auf Charaktereigenschaften / Einstellungen / Haltungen schließen
- Leerstellen erkennen und füllen
- Differenzierte Wortwahl zur Charakterisierung kennen
- Charakterisierende und nicht charakterisierende Adjektive unterscheiden
- Attribute grammatisch unterscheiden und inhaltlich zielgerichtet bilden
- identifikatorisch lesen

- Erkenntnisse in kreativen Formen darstellen (Vorgeschichten, Nachgeschichten, Innere Monologe, Dialoge, Standbild mit Hilfs-Ichs, Stimmenorchester, Rollenspiel)
- Wünsche, Gedanken und Gefühle anschaulich und sprachlich-literarisch wirkungsvoll gestalten
- Erzählperspektive erkennen und übernehmen

Mindeststandards:

1. Wesentliche Fakten zu einer Figur im Text erkennen, markieren und inhaltlich in einem Attributstern ordnen können.
2. Verhalten einer Figur sachlich und sprachlich angemessen beschreiben können.
3. Inneren Monolog in Ich-Perspektive schreiben und die Haltung der Figur durch Fragen und Nachdenken über eine Situation oder andere Figur verdeutlichen können.
4. Bezüge zum Text durch inhaltliche Verweise herstellen können.

Standards für eine gute Bearbeitung:

1. Wesentliche Aussagen zu einer Figur im Text erkennen, inhaltlich in einem Attributstern ordnen und deuten können.
2. Vom Verhalten einer Figur auf ihre innere Haltung, Einstellungen und Charaktereigenschaften schließen können.
3. Verschiedene kreative Darstellungsformen gezielt zur Charakterisierung einsetzen und die Perspektive entsprechend wählen können.
4. In der jeweiligen Darstellungsform Haltungen und Einstellungen der Figur inhaltlich und sprachlich differenziert zum Ausdruck bringen können.
5. Bezüge zum Text durch inhaltliche Verweise und Übernahme des Sprachstils herstellen können.

2. Lernarrangement zum Kompetenzerwerb

Textauswahl

In dieser Einheit geht es weniger um die Erarbeitung eines inhaltlichen Sachverhalts, sondern um die Kompetenz der Charakterisierung literarischer Figuren.

Es wurden Texte ausgewählt, deren historische Thematik (Hexenverfolgung, Ketzer) den Schüler/innen durch vorangegangene Unterrichtseinheiten bekannt war und deren Figureninventar für Jungen und Mädchen gleichermaßen Identifikationspotential bieten. Außerdem ermöglicht die historische Distanz ein phantasiegeleitetes Annähern, erfordert jedoch gleichzeitig ein sachkundiges Verarbeiten von Informationen über das Mittelalter.

Lernarrangement

1. Standbild und Hilfs-Ichs zu „Die weißen Mönche“ **(T2 und M2)**
2. Sprache der Gefühle – Wortfeldarbeit **(M3)**
3. Bewertungskriterien ermitteln **(M4)**

4. Aus dem Romanauszug „Nina und das Amulett aus den Flammen (von Simone van der Vlugt; **T3**) Informationen zu Lebensumständen und dem Aberglauben der Zeit der Hexenverfolgung entnehmen
 - Vor- oder Nachtext zum Abschnitt schreiben, der diese Infos beinhaltet, oder IM aus Ich-Perspektive
5. Attributsterne erstellen (**M5**)
6. Leerstellen der folgenden Textauszüge (**T4-6**) füllen:
 - individuelle Darstellungsformen: Attributstern, innere Monologe für Nina oder Bärbel, Dialoge – später in szenischem Spiel präsentiert, Vor- und Nachgeschichten
7. Marktplatz zur Präsentation der Ergebnisse
8. Stimmenorchester (nach Ingo Scheller)

Anmerkung: Die Methoden „Stimmenorchester“, „Schreibwerkstatt“, „Marktplatz“ sowie die Textform „Innerer Monolog“ sind den Schüler/innen aus anderen Unterrichtszusammenhängen bekannt.

3. Zwischenbilanz: Kompetenzraster (M6)

4. Passung mit individueller Beratung und Förderung

Textauswahl

Im Sinne einer individuell ausgerichteten Prozesssteuerung knüpfen die Texte dieser Phase (**T7-10**) an die Lebenserfahrung und -umstände der Schüler/innen (Beziehungen und Konflikte) an.

- Die Lückenbüßerin (J. Richter)
- 187 Stufen (R. Welsh)
- Sonntag (M. Bollinger)
- Allez, Pinelli (H. Bingel)

Lernarrangement

In dieser Phase können die Schüler entsprechend ihrer Selbsteinschätzung sowohl thematisch als auch methodisch individuell arbeiten, indem sie verschiedene Geschichten und Aufgabenangebote (**M7**) wählen, die ihnen jedoch die Freiheit lassen, auch eigene Aufgaben zu entwickeln (z.B. für eine andere Figur ...). Dabei können sich die Schüler/innen gegenseitig beraten, erhalten aber auch individuelle Förderung durch die Lehrkraft.

Am Ende der individuellen Arbeitsphase erfolgt ein exemplarisches Präsentieren mit konzentrierter Rückmeldung und methodischer Reflexion, wobei Tipps zur Anfertigung der jeweiligen Textsorte formuliert werden.

Unterrichtsverlauf - Übersicht

Kompetenz	Aufgabe	Unterrichtsform
TESTPHASE		
<ul style="list-style-type: none"> • ... testen • ... reflektieren • Bedarf klären 	<ul style="list-style-type: none"> • Eingangstest zu Frederica de Cesco „Spaghetti für zwei“ • Lösen, reflektieren, auswerten 	M1 EA – GA – Plenum
Lernarrangement I – Phase der Kompetenzerarbeitung		
<ul style="list-style-type: none"> • Informationen aus Text ermitteln • „zwischen den Zeilen lesen“ • von Verhaltensweisen auf Haltungen schließen • Ich-Aussagen formulieren • Beziehungen durch ein Standbild verdeutlichen • Deutung überprüfen • Methodenreflexion 	<ul style="list-style-type: none"> • Infos zu einzelnen Figuren im Textausschnitt aus „Das Geheimnis der weißen Mönche“ von Rainer M. Schröder (T2) unterstreichen • Ich-Aussagen für Hilfs-Ichs formulieren • Standbild bauen (Figurenkonstellation) • Überprüfung des Standbildes • Was leistet die Methode? 	EA GA (M2) Plenum
<ul style="list-style-type: none"> • Differenzierte Wortwahl zur Charakterisierung: Adjektive • Wortschatz erweitern 	<ul style="list-style-type: none"> • Adjektive und Synonyme für Gesichter • Differenzierung: Stimmung oder Eigenschaft 	M3 EA – PA Plenum
<ul style="list-style-type: none"> • Informationen aus Text ermitteln • „zwischen den Zeilen lesen“ und Haltungen sowie Charaktereigenschaften benennen • Informationen kreativ gestalten und Haltungen konkretisieren • Anschlüsse/ Bezüge zum Text formulieren • Sprachliche und formale Kriterien des Gesprächs oder inneren Monologs einhalten • Zwischen Ich- und Er-Perspektive unterscheiden • Kriterien zur Beurteilung reflektieren • Textproduktionen überarbeiten 	<ul style="list-style-type: none"> • Infos zur Haltung von Nina zum Phänomen „Hexen“ unterstreichen („Nina und das Amulett aus den Flammen“ von Simone van der Vlugt, 1. Teil, T3) • Ninas Haltung in einer Vorgeschichte (Gespräch) oder einem inneren Monolog verdeutlichen (schreiben) • Bewertungskriterien ermitteln • Produkte in Schreibkonferenz überprüfen und überarbeiten 	EA Plenum GA EA M4
<ul style="list-style-type: none"> • Differenzierte Wortwahl zur Personenbeschreibung und Charakterisierung: Attribute 	<ul style="list-style-type: none"> • Attribute wiederholen • Attributstern für Nina und ihre Tante Hanna entwerfen 	PA – Plenum M5 PA
Lernarrangement II - PHASE DER KOPETENZANWENDUNG		
<ul style="list-style-type: none"> • O. g. Kompetenzen vertiefen • Erste Einschätzung des Übungsbedarfs 	<ul style="list-style-type: none"> • („Nina und das Amulett...“, 2. – 4. Teil; T4-6) lesen und Infos zu Figuren (Nina, Bäbel, Onkel, 	EA

<ul style="list-style-type: none"> • Leerstellen füllen • Perspektive einer anderen Figur aktiv einnehmen • Informationen zu Figuren kombinieren • Charakterisierende Ich-Aussagen zur Charakterisierung bündeln (Stimmenorchester) 	<p>Dorfbewohner, Hans) unterstreichen</p> <ul style="list-style-type: none"> • Binnendifferenzierte Aufgaben (2 nach Wahl; eine nach Vorliebe, eine nach Übungsbedarf): <ul style="list-style-type: none"> a. Attributsterne für verschiedene Figuren b. Innere Monologe für eine Figur nach Wahl c. Gespräche zwischen Dorfbewohnern oder Nina und ihrem Onkel schreiben d. Fortsetzung der Handlungsteile 2/3 • Schreibkonferenz • Gespräche szenisch spielen • „Stimmenorchester“ zur Bündelung der Ergebnisse 	PA EA GA – EA – Plenum
ZWISCHENBILANZ		
<ul style="list-style-type: none"> • Selbsteinschätzung 	<ul style="list-style-type: none"> • Kompetenzraster zu den o. g. Kompetenzen 	M6 EA
PHASE DER PASSUNG		
<ul style="list-style-type: none"> • Vertiefende individuelle Einübung der o. g. Kompetenzen 	<ul style="list-style-type: none"> • Individuelle Auswahl und Bearbeitung der Geschichten: <ol style="list-style-type: none"> 1. Die Lückenbüßerin (J. Richter) T7 2. 187 Stufen (R. Welsh) T8 3. Sonntag (M. Bollinger) T9 4. Allez, Pinelli (H. Bingel) T10 ➤ Aufgaben siehe Arbeitsblatt (M7) während der Arbeit individueller Austausch zwischen Schülern sowie Schülern und Lehrerin 	M7 EA PA und individuelle Beratung
		Marktplatz: Präsentation und Austausch
Lernkontrolle		
	Klassenarbeit (Anlage)	
Evaluation und Selbstreflexion	ZIELSCHEIBE zu Lernarrangement, Unterrichtsklima und Selbstdiagnose bezüglich der eigenen Beteiligung und des Kompetenzzuwachses	M8

Anlage

Klassenarbeit (Charakterisierung literarischer Figuren)

Kurt Marti
Mit Musik im Regenwind fliegen

Es regnet. Das Karussell steht still. Der Platz vor der Schießstube ist ein Morast. Die Eisbude ist geschlossen. Nur eine der Schiffsschaukeln schwingt noch auf und nieder, Schlagermusik orgelt ins graue Land. Aus dem Dorf kommt niemand bis hier hinaus bei diesem Regen. Nur einmal tauchten zwei Knaben auf, in Winterblusen und Kapuzen vor dem

5 Regen geschützt. Sie drehten für dreißig Rappen einige Karussellrunden. Dann platschten sie durch braune Ackerpfützen zurück ins Dorf. Es regnet, regnet, der Nebel hängt in den Bäumen, nasskalt bläst Wind übers offene Feld. Sie ist verrückt, denkt er und fröstelt im Regenmantel. He, ruft er, du holst dir noch was. Sie schwingt ihre Schaukel. Du holst dir noch eine Lungenentzündung, sagt er, als die Schaukel stoppt und sie wiederum vierzig

10 Rappen aus dem Handtäschchen klaubt. Sie zuckt die Schultern, das blonde Haar hängt strähnig und nass. Nur dass du es weißt, sagt er und stößt die Schaukel von Neuem an, und nach drei, vier Schwüngen sticht der Bug bereits in die blaue Deckenbespannung, sodass er beim nächsten Durchgang unten die Bretterbremsen betätigen muss. Die ist verrückt, denkt er sich, und nass bis auf die

15 Knochen dazu. Hast du nicht kalt, fragt er, als sie das nächste Mal zahlt. Nass klebt ihr Sommerkleidchen am Leib. Wie alt bist du denn, fragt er. Schnippisch blickt sie an ihm vorbei und sagt ins Ungefähre, vierzehn. Dann fliegt sie wieder, fliegt hoch, dass er bremsen muss, und die Schlager orgeln in den Regen hinaus. Hast du noch viel Geld, fragt er beim nächsten Halt. Jetzt lacht sie mit

20 weißen Zähnen. Oh, denkt er, als die Schaukel von Neuem fliegt. Was für ein Kind, ein mickriges Kaff, und dann dieser Regen, doch was für ein Kind! Jetzt lass ich dich nur noch einmal, sagt er beim nächsten Halt, ich habe kalt und du auch, du wirst ja noch krank. Er lässt sie noch einmal fliegen; sie fliegt, er bremst, sie fliegt von Neuem, er bremst, die Schlager orgeln, der Regen kommt schräg und kalt mit dem Wind. Also, sagt er, Schluss

25 jetzt, geh heim, es wird bald dunkel. Ja, sagt sie, jetzt geh ich, und schlendert davon, das Täschchen schwenkend, sie zeigt keine Eile, sie schlendert und tapst mit den Sommersandalen in Schlamm und Pfützen, sodass es die nackten Waden bespritzt. Mit Musik im Regenwind fliegen, es gibt so viel Musik in der Welt.

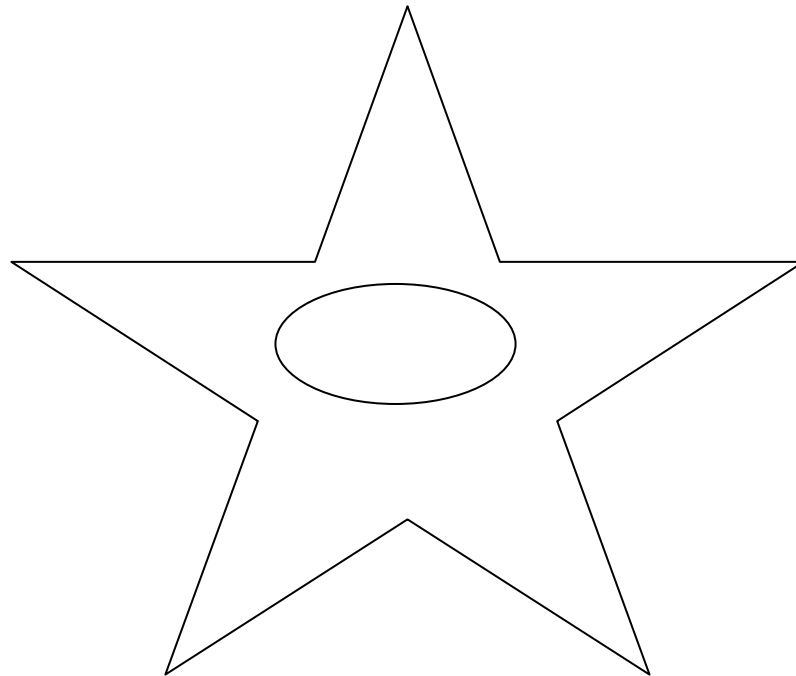
Aus: K. Marti: Dorfgeschichten. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand 1983

- 1. Aufgabe:** Lies die Kurzgeschichte sorgfältig durch und entscheide, ob die folgenden Aussagen **richtig** oder **falsch** sind bzw. ob man **nicht wissen** kann, ob eine Aussage stimmt. Beweise die Richtigkeit Deiner Entscheidung, indem Du in der letzten Spalte die entsprechende **Textstelle** (z. B. Z. 29) angibst, und markiere die benannte Textstelle in der Geschichte. **(10 BE)**

	ja	nein	?	Zeile
1) „Schiffsschaukeln“ kostet 30 Rappen.				
2) Es ist Herbst.				
3) Die Kirmes befindet sich außerhalb eines Dorfes.				

4)	Das Mädchen hat noch 80 Rappen.				
5)	Das Mädchen behauptet, 14 Jahre alt zu sein.				
6)	Die Dorfbewohner besuchen die Kirmes nicht.				
7)	Der Mann warnt das Mädchen vor einer Erkältung.				
8)	Die Schiffsschaukel schaukelt mit Schwung in die grüne Deckenbespannung.				
9)	Der Mann ist von dem Mädchen genervt.				
10)	Das Mädchen hat Streit mit ihren Eltern.				

2. Aufgabe: Erstelle einen Attributstern für das Mädchen. (20 BE)



3. Aufgabe: Charakterisiere das Mädchen in kreativer Form und wähle **eine** der genannte Möglichkeiten. (50 BE)

- a) Vorgeschichte
- b) Innerer Monolog des Mädchens (ab Z. 17)
- c) Dialog zweier Jungen über das Mädchen (sie wohnen im Dorf und kennen das Mädchen schon länger!).
- d) Nachgeschichte

4. Aufgabe: Wiederholungsthema „Satzglieder“: Bestimme die Satzglieder folgender Sätze aus der 1. Aufgabe, indem Du die Satzglieder unterstreichst und die grammatische Bezeichnung jeweils darunter schreibst. (20 BE)

„Schiffschaukeln“ kostet 30 Rappen.

Die Kirmes befindet sich außerhalb eines Dorfes.

Das Mädchen hat noch 80 Rappen.

Die Dorfbewohner besuchen die Kirmes nicht.

Der Mann warnt das Mädchen vor einer Erkältung.

Die Schiffsschaukel schaukelt mit Schwung in die grüne Deckenbespannung.

Erwartungshorizont und Bewertung **Name:** _____

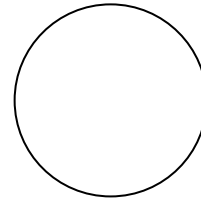
Erwartete Aspekte	Mögliche BE	Erreichte BE
Textverständnisfragen richtig beantwortet und belegt	10	
Attributstern richtig bezeichnet	5	

<ul style="list-style-type: none"> grammatisch richtig und inhaltlich sinnvoll ausgeführt 	15	
Kreative Charakterisierung inhaltlich und sprachlich passend zum Charakter der Figur	15	
<ul style="list-style-type: none"> erkennbar durch Fragen oder konkrete Gedanken / Aussagen / Handlungen (je nach Form) 	10	
<ul style="list-style-type: none"> Perspektive und Tempus entsprechend der Form gewählt und durchgehalten 	5	
<ul style="list-style-type: none"> Anschlüsse zum Text durch inhaltliche Bezüge 	5	
<ul style="list-style-type: none"> gedanklich sinnvoll aufgebaut und ausgestaltet 	5	
Wiederholungsthema: Satzglieder richtig unterstrichen und benannt	20	
Formale Richtigkeit: Rechtschreibung, Zeichensetzung und Satzbau	10	
Bewertungseinheiten gesamt	100	

1	2	3	4	5	6

Ø = _____

Note:



Unterschrift der Eltern:

Tipps zur persönlichen Weiterarbeit:

Eingangstest
Charakterisierung der Figur Heinz
aus Frederica de Cescos „Spaghetti für zwei“

1. Wer ist Heinz? (formale Daten)
2. Wie sieht er aus?
3. Was ist sein typisches Verhalten, was sind seine Charaktereigenschaften, Einstellungen ...?
4. Welches Verhältnis hat er zu anderen Figuren der Geschichte?
5. Welche Entwicklung der Figur kannst du erkennen?

Aufgaben:

- a. Lies den Text noch einmal durch und beantworte stichpunktartig die Fragen. Beobachte dich dabei: Was fällt dir leicht, was schwer? Du hast eine Viertelstunde Zeit.
- b. Gruppenarbeit:
 - Vergleicht eure Ergebnisse: Übereinstimmung / Unterschiede; bei welchen Punkten wenige / unsichere Ergebnisse bzw. Fragen; Formulierungsschwierigkeiten?
 - Zu welchen Punkten braucht ihr Übungen?

M 2

Ein Standbild bauen

Ein Standbild ist hilfreich, um sich z. B. eine besonders wichtige Situation bildlich vor Augen zu führen und sie durch das Darstellen mit Figuren besser zu verstehen.

- Arbeitet in Gruppen: Ihr benötigt Modelle und einen Baumeister.
- Der Baumeister baut mithilfe der Modelle eine Szene aus der Handlung des Erzähltextes nach.
- Dazu stellt jedes Modell eine literarische Figur dar, die sich nach Anweisung des Baumeisters hinstellt, ohne dabei selbst etwas zu sagen. Nachdem Schritt für Schritt ein Bild entstanden ist, gibt der Baumeister am Ende seiner Arbeit ein Zeichen (z. B. sagt er „einfrieren“) und das Standbild wird für ca. 30 Sekunden eingefroren.
- Die Beobachter können nun das Bild beschreiben oder sogar die möglichen Gedanken der Figuren nennen.

Hilfs-Ich

Das Hilfs-Ich kann erst nach dem Bauen eines Standbildes zum Einsatz kommen, denn es dient dazu, die Gedanken einer Figur in einem Standbild zu verdeutlichen.

- Ein Schüler kann zu dem aufgebauten Standbild gehen, der Figur, deren Gedanken er aussprechen will, die Hand auf die Schulter legen und in der Ich-Form diese Gedanken sagen.
- Danach könnt ihr euch darüber austauschen, ob diese Gedanken zur Figur, Situation usw. gepasst haben.

Aus: P.A.U.L. D. Persönliches Arbeits- und Lesebuch Deutsch. Hrsg. J. Diekhans, M. Fuchs, Schöningh-Verlag 2006, S. 86

M 3

Sprache der Gefühle – Wortschatz: Adjektive

1. Welche Stimmungen drücken die Gesichter aus?

Notiere zu jedem Gesicht mehrere Adjektive, die den Gesichtsausdruck benennen.



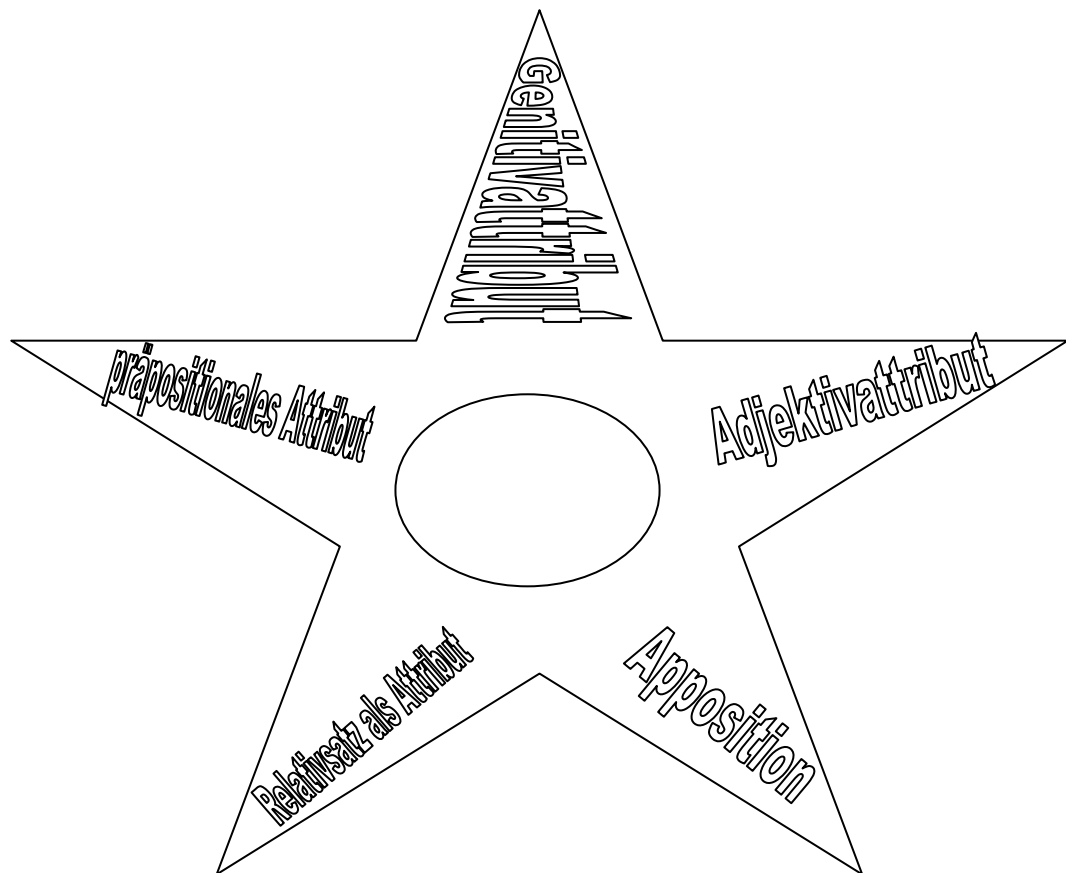
2. Finde auch Synonyme für folgende Adjektive:

vertrauensvoll	_____	erschrocken	_____
einsam	_____	entschlossen	_____
genervt	_____	cool	_____
hartnäckig	_____	zuversichtlich	_____

Kriterien für kreative Schreibaufgaben

1. Was eine Figur sagt oder denkt, muss inhaltlich und sprachlich zu ihr passen! D.h. ihr Charakter (z.B. schüchtern, schnippisch, freundlich, ...) muss auch sprachlich zum Ausdruck kommen.
2. Die Haltung der Figur muss erkennbar sein. Die Figur kann
 - Fragen stellen
 - Abneigung oder Zuneigung zu anderen Figuren äußern
 - sich konkrete Gedanken zum Thema machen
 - Handlungen planen oder durchführen
3. Der Gedankengang muss sinnvoll aufgebaut und ausgestaltet sein:
 - nur zum Thema schreiben, alles andere interessiert nicht
 - so lange bei einem Thema bleiben, bis es abgeschlossen ist, erst dann weiter zum nächsten
 - Übergänge zwischen unterschiedlichen Themen herstellen
4. Anschlüsse an den Text können durch Bezüge auf Ereignisse gestaltet werden.
5. Die Schreibsituation muss erkennbar sein:
 - innerer Monolog: Ich-Perspektive und Präsens
 - Gespräch: wörtliche Rede und Erzähler (Perspektive und Tempus der Geschichte übernehmen: Ich- oder Er-Perspektive)
 - Vor- oder Nachgeschichte: Perspektive, Tempus und Stil der Geschichte übernehmen

ATTRIBUTSTERN





Kompetenzraster zur Charakterisierung einer literarischen Figur

Ich kann...	... schon gut	... erst unsicher	... noch nicht	... und möchte ich noch üben
personenbezogene Daten und Fakten aus dem Text entnehmen				
aus Aussagen und Verhaltensweisen einer Figur auf Charaktereigenschaften/ Einstellungen/ Haltungen schließen				
Verschiedene Attribute grammatisch unterscheiden und bilden				
einen Attributstern zu einer Figur erstellen und dabei charakterisierende Aussagen filtern				
einen differenzierten und sachlichen Wortschatz zur Charakterisierung anwenden (vor allem beim Attributstern)				
Den Charakter der Figur in kreativen Formen schriftlich darstellen (Vorgeschichten, Nachgeschichten, innere Monologe, Dialoge)				
mein Verständnis der Figur und ihren Beziehungen in Standbildern mit Hilfs-Ichs und Stimmenorchester umsetzen				

Aufgaben zur individuellen Bearbeitung der Texte

1. J. Richter: Die Lückenbüßerin

- a. Fertige für die Figuren der Geschichte Attributsterne an!
- b. Schreibe eine Fortsetzung der Geschichte!
- c. Schreibe einen inneren Monolog für Lucas nach dem Besuch von Paula!

2. R. Welsh: 187 Stufen

- a. Fertige für die Figuren der Geschichte Attributsterne an!
- b. Schreibe einen inneren Monolog für Konrad!
- c. Schreibe eine Vor- oder Nachgeschichte!

3. M. Bollinger: Sonntag

- a. Fertige für die Figuren der Geschichte Attributsterne an!
- b. Schreibe für die Figuren innere Monologe!
- c. Schreibe ein Gespräch zwischen dem Vater und der Mutter über ihre Tochter!

4. H. Bingel: Allez, Pinelli

- a. Fertige für die Figuren der Geschichte Attributsterne an!
- b. Schreibe ein Gespräch zwischen der Vermieterin mit ihrer Nachbarin oder zwischen Kindern über Pinelli!
- c. Schreibe eine Vor- oder Nachgeschichte!

Beachte bei allen Aufgaben:

- Ziel ist die Charakterisierung einer Figur.
- Überlege dir also vor dem Schreiben, welche Charaktereigenschaften, Haltungen ... du erkannt hast.
- Plane bewusst, wie du diese Eigenschaften zum Ausdruck bringst!
- Überarbeite deine Textproduktionen gründlich (inhaltlich und formal), nutze dazu das Arbeitsblatt „Kriterien...“

Ich konnte meine
Kompetenzen zu
dem Thema
erweitern.

Ich fand das
Lernangebot
motivierend.

Ich bin bei
Schwierigkeiten gut
beraten worden.

Ich habe selbst
engagiert
gearbeitet.

Frederica de Cesc: . Spagetti für zwei

Heinz war bald vierzehn und fühlte sich sehr cool. In der Klasse und auf dem Fußballplatz hatte er das Sagen. Aber richtig schön würde das Leben erst werden, wenn er im nächsten Jahr seinen Töff bekam und den Mädchen zeigen konnte, was für ein Kerl er war. Er mochte Monika, die Blonde mit den langen Haaren aus der Parallelklasse, und ärgerte sich über seine entzündeten Pickel, die er mit schmutzigen Nägeln ausdrückte. Im Unterricht machte er gerne auf Verweigerung. Die Lehrer sollten bloß nicht auf den Gedanken kommen, dass er sich anstrenge.

Mittags konnte er nicht nach Hause, weil der eine Bus zu früh, der andere zu spät abfuhr. So aß er im Selbstbedienungsrestaurant, gleich gegenüber der Schule. Aber an manchen Tagen sparte er lieber das Geld und verschlang Hamburger an der Stehbar. Samstags leistete er sich dann eine neue Kassette, was die Mutter natürlich nicht wissen durfte. Doch manchmal - so wie heute hing ihm der Big Mac zum Hals heraus. Er hatte Lust auf ein richtiges Essen. Einen Kaugummi im Mund, stapfte er mit seinen Cowboy-Stiefeln die Treppe zum Restaurant hinauf. Die Reißverschlüsse seiner Lederjacke klimperten bei jedem Schritt. Im Restaurant trafen sich Arbeiter aus der nahen Möbelfabrik, Schüler und Hausfrauen mit Einkaufstaschen und kleinen Kindern, die Un- mengen Cola tranken, Pommes frites verzehrten und fettige Fingerabdrücke auf den Tischen hinterließen.

Viel Geld wollte Heinz nicht ausgeben; er sparte es lieber für die nächste Kassette. „Italienische Gemüsesuppe“ stand im Menü. Warum nicht? Immer noch seinen Kaugummi mahlend, nahm Heinz ein Tablett und stellte sich an. Ein schwitzendes Fräulein schöpfte die Suppe aus einem dampfenden Topf. Heinz nickte zufrieden. Der Teller war ganz ordentlich voll. Eine Schnitte Brot dazu und er würde bestimmt satt.

Er setzte sich an einen freien Tisch, nahm den Kaugummi aus dem Mund und, klebte ihn unter den Stuhl. Da merkte er, dass er den Löffel vergessen hatte. Heinz stand auf und holte sich einen. Als er zu seinem Tisch zurückstapfte, traute er seinen Augen nicht: Ein Schwarzer saß an seinem Platz und aß seelenruhig seine Gemüsesuppe!

Heinz stand mit seinem Löffel fassungslos da, bis ihn die Wut packte. Zum Teufel mit diesen Asylbewerbern! Der kam irgendwo aus Uagadugu, wollte sich in der Schweiz breit machen und jetzt fiel ihm nichts Besseres ein, als ausgerechnet seine Gemüsesuppe zu verzehren! Schon möglich, dass so was den afrikanischen Sitten entsprach, aber hierzulande war das eine bodenlose Unverschämtheit! Heinz öffnete den Mund, um dem Menschen lautstark seine Meinung zu sagen, als ihm auffiel, dass die Leute ihn komisch ansahen. Heinz wurde rot. Er wollte nicht als Rassist gelten. Aber was nun?

Plötzlich fasste er einen Entschluss. Er räusperte sich vernehmlich, zog einen Stuhl zurück und setzte sich dem Schwarzen gegenüber. Dieser hob den Kopf, blickte ihn kurz an und schlürfte ungestört die Suppe weiter. Heinz presste die Zähne zusammen, dass seine Kinnbacken schmerzten. Dann packte er energisch den Löffel, beugte sich über den Tisch und tauchte ihn in die Suppe. Der Schwarze hob abermals den Kopf. Sekundenlang starrten sie sich an. Heinz bemühte sich, die Augen nicht zu senken. Er führte mit leicht zitternder Hand den Löffel zum Mund und tauchte ihn zum zweiten Mal in die Suppe. Seinen vollen Löffel in der Hand, fuhr der Schwarze fort, ihn stumm zu betrachten. Dann senkte er die Augen auf seinen Teller und aß weiter. Eine Weile verging. Beide teilten sich die Suppe, ohne dass ein Wort fiel. Heinz versuchte nachzudenken. „Vielleicht hat der Mensch kein Geld, muss schon tagelang hungern. Dann sah er die Suppe da stehen und bediente sich einfach. Schon möglich, wer weiß? Vielleicht würde ich mit leerem Magen ähnlich reagieren? Und Deutsch kann er anscheinend auch nicht, sonst würde er da nicht sitzen wie ein Klotz. Ist doch peinlich. Ich an seiner Stelle würde mich schämen. Ob Schwarze wohl rot werden können?“ Das leichte Klirren des Löffels, den der Afrikaner in den leeren Teller legte, ließ Heinz die Augen heben. Der Schwarze hatte sich zurückgelehnt und sah ihn an. Heinz konnte seinen Blick nicht deuten. In seiner Verwirrung lehnte er sich ebenfalls zurück. Schweißtropfen perlten auf seiner Oberlippe, sein Pulli juckte, und die Lederjacke war verdammt heiß! Er versuchte, den Schwarzen abzuschätzen. „Junger Kerl. Etwas älter als ich. Vielleicht sechzehn oder sogar schon achtzehn. Normal angezogen: Jeans, Pulli, Windjacke. Sieht eigentlich nicht wie ein Obdachloser aus. Immerhin, der hat meine Suppe aufgegessen und sagt nicht einmal danke! Verdammt, ich habe noch Hunger!“ Der Schwarze stand auf. Heinz blieb der Mund offen. „Haut der tatsächlich ab? Jetzt ist aber das Maß voll! So eine Frechheit! Der soll mir wenigstens die halbe Gemüsesuppe bezahlen!“ Er wollte aufspringen und Krach schlagen. Da sah er, wie sich der Schwarze mit einem Tablett in der Hand wieder anstellte. Heinz fiel unsanft auf seinen Stuhl zurück und saß da wie ein Ölgötze. „Also doch: Der Mensch hat Geld! Aber bildet der sich vielleicht ein, dass ich ihm den zweiten Gang bezahle?“ Heinz griff hastig nach seiner Schulmappe. „Bloß weg von hier, bevor er mich zur Kasse bittet! Aber nein, sicherlich nicht. Oder doch?“ Heinz ließ die Mappe los und kratzte nervös an einem Pickel. Irgendwie wollte er wissen, wie es weiterging. Der Schwarze hatte einen Tagesteller bestellt. Jetzt stand er vor der Kasse und - wahrhaftig - er bezahlte! Heinz schniefte. „Verrückt!“, dachte er. „Total gesponnen!“ Da kam der Schwarze zurück. Er trug das

Tablett, auf dem ein großer Teller Spagettis stand, mit Tomatensauce, vier Fleischbällchen und zwei Gabeln. Immer noch stumm, setzte er sich Heinz gegenüber, schob den Teller in die Mitte des Tisches, nahm eine Gabel und begann zu essen, wobei er Heinz ausdruckslos in die Augen schaute. Heinz' Wimpern flatterten. Heiliger Strohsack! Dieser Typ forderte ihn tatsächlich auf, die Spagetti mit ihm zu teilen! Heinz brach der Schweiß aus. Was nun? Sollte er essen? Nicht essen? Seine Gedanken überstürzten sich. Wenn der Mensch doch wenigstens reden würde! „Na gut. Er aß die Hälfte meiner Suppe, jetzt esse ich die Hälfte seiner Spagetti, dann sind wir quitt!“ Wütend und beschämt griff Heinz nach der Gabel, rollte die Spagetti auf und steckte sie in den Mund. Schweigen. Beide verschlangen die Spagetti. „Eigentlich nett von ihm, dass er mir eine Gabel brachte“, dachte Heinz. „Da komme ich noch zu einem guten Spagettiessen, das ich mir heute nicht geleistet hätte. Aber was soll ich jetzt sagen? Saublöde! Einen Vorwurf machen kann ich ihm auch nicht mehr. Vielleicht hat er gar nicht gemerkt, dass er meine Suppe aß. Oder vielleicht ist es üblich in Afrika, sich das Essen zu teilen? Schmecken gut, die Spagetti. Das Fleisch auch. Wenn ich nur nicht so schwitzen würde!“ Die Portion war sehr reichlich. Bald hatte Heinz keinen Hunger mehr. Dem Schwarzen ging es ebenso. Er legte die Gabel aufs Tablett und putzte sich mit der Papierserviette den Mund ab. Heinz räusperte sich und scharfte mit den Füßen. Der Schwarze lehnte sich zurück, schob die Daumen in die Jeanstaschen und sah ihn an. Undurchdringlich. Heinz kratzte sich unter dem Rollkragen, bis ihm die Haut schmerzte. „Heiliger Bimbam! Wenn ich nur wüsste, was er denkt!“ Verwirrt, schwitzend und erbost ließ er seine Blicke umherwandern. Plötzlich spürte er ein Kribbeln im Nacken. Ein Schauer jagte ihm über die Wirbelsäule von den Ohren bis ans Gesäß. Auf dem Nebentisch, an den sich bisher niemand gesetzt hatte, stand - einsam auf dem Tablett - ein Teller kalter Gemüsesuppe. Heinz erlebte den peinlichsten Augenblick seines Lebens. Am liebsten hätte er sich in ein Mausloch verkrochen. Es vergingen zehn volle Sekunden, bis er es endlich wagte, dem Schwarzen ins Gesicht zu sehen. Der saß da, völlig entspannt und cooler, als Heinz es je sein würde, und wippte leicht mit dem Stuhl hin und her. „Äh ...“, stammelte Heinz, feuerrot im Gesicht. „Entschuldigen Sie bitte. Ich ...“ Er sah die Pupillen des Schwarzen aufblitzen, sah den Schalk in seinen Augen schimmern. Auf einmal warf er den Kopf zurück, brach in dröhnendes Gelächter aus. Zuerst brachte Heinz nur ein verschämtes Glucksen zustande, bis endlich der Bann gebrochen war und er aus vollem Halse in das Gelächter des Afrikaners einstimme. Eine Weile saßen sie da, von Lachen geschüttelt. Dann stand der Schwarze auf, schlug Heinz auf die Schulter. „Ich heiße Marcel“, sagte er in bestem Deutsch. „Ich esse jeden Tag hier. Sehe ich dich morgen wieder? Um die gleiche Zeit?“ Heinz' Augen träneten, sein Zwerchfell glühte, und er schnappte nach Luft. „In Ordnung!“, keuchte er. „Aber dann spendiere ich die Spagetti!“

Aus: F. de Cesco: Freundschaft hat viele Gesichter. Erzählungen. Stuttgart: Rex-Verlag, 1986

T 2

Rainer M. Schröder: Das Geheimnis der weißen Mönche

Die Geschichte spielt in Deutschland kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618-1648). Der Junge Jakob Tillmann hat den todkranken Bruder Anselm ins Kloster Himmerod gebracht. Dort wird deutlich, dass Bruder Anselm viele Feinde unter den Kirchenmännern hat. Als Bruder Anselm stirbt, glauben seine Feinde, dass er Jakob geheime Informationen anvertraut habe. Doch Jakob ist völlig ahnungslos. Bruder Tarzsius, der stellvertretende Kloostervorsteher, überwacht jeden Schritt von Jakob und hat ihn schon mehrfach verhört. Im Kloster befinden sich auch Bruder Basilius und sein Gefährte, der Schwede Henrik, die Jakob in dieser gefährlichen Situation beistehen.

Überraschender Besuch

Jakob kniff die Augen zusammen. Das dichte Schneetreiben bei schwindendem Tageslicht behinderte die Sicht erheblich. Alles schien hinter tanzenden weißen Schleiern zu verschwimmen. Nur vage sah er einen Mann an der Pforte zur Seite springen, kaum dass ein großer, dunkler Schatten wie eine mächtige, graue Wolke durch den hohen Torbogen geflogen kam. Im nächsten Moment nahm der dunkle Schatten Gestalt an - und erwies sich als rubinrot lackierte Kutsche, die von vier nachtschwarzen Pferden gezogen wurde. „Heiliger Pegasus!“, stieß jemand hinter Jakob hervor. „Wenn das nicht die Kutsche des Erzbischofs ist!“ [...] Wie magisch angezogen, ging Jakob auf das hochherrschaftliche Gefährt zu, auf dessen Kutschenschlag tatsächlich ein prächtiges Wappen prangte. „Die Nacht rückt an mit dunklem Felle, geliebt vom schweifenden Getier. Die Löwen brüllen zu den Sternen: Deck uns den Tisch mit deinem

Brot!", sagte eine bekannte Stimme neben ihm und Jakob brauchte nicht den Kopf zu wenden, um zu wissen, dass es der Schwede war. „Kennt Ihr das Wappen? Ist das wirklich der Erzbischof aus Trier?“, fragte Jakob. „Kaum anzunehmen, wiewohl das Wappen die Kutsche in der Tat als erzbischöfliches Gefährt ausweist. Ein Mann von seinem Rang würde sich jedoch kaum dazu herablassen, ohne standesgemäße Eskorte zu reisen“, lästerte der Schwede. „Und schon gar nicht würde er sich bei diesem Wetter aus seinem bischöflichen Palast begeben. Nein, er wird die Kutsche einem seiner Günstlinge überlassen haben, hoch im Rang, aber doch um einiges unter dem eines kurfürstlichen Erzbischofs!“ [...]

Der Mann, dessen schwerer, pechschwarzer Umhang mit einem roten Samtkragen versehen war, sprang nun vorn Bock. Er war von breitschultriger, kantiger Gestalt und das Erste, was Jakob ins Auge fiel, war, dass er Hände so groß wie Mühlsteine besaß. Das Gesicht des Mannes schien wie aus einem Block Granit gehauen. Es wirkte grobflächig und unfertig, so als hätte der Steinmetz die Gesichtszüge nur ansatzweise aus dem Stein gemeißelt und dann die Arbeit daran eingestellt. Der Klotz von einem Kutscher riss nun den wappengeschmückten Schlag auf. „Die Zisterzienserabtei Himmerod, Euer Hochwürden“, meldete er förmlich. [...]

Ein gerötetes, fleischiges Gesicht mit der scharf gebogenen Nase eines Habichts erschien in der Türöffnung und lugte auf den Hof hinaus. „Bei Zions Zimbeln¹!“, stieß der Schwede überrascht hervor. „Melchior von Drolshagen!“ „Wer ist dieser Mann?“, wollte Jakob wissen. „Domherr und Prälat²!“, antwortete der Schwede. „Er gehört zu den einflussreichsten Männern in der erzbischöflichen Kurie³. [...]“ [...]

Der Domherr Melchior von Drolshagen war kräftig, wohlbeleibt und in einen kostbaren Pelzmantel gehüllt. Er trat auf die Stufe, die der grobschlächtige Kutscher namens Rutger Mundt ausgeklappt hatte, verharrte dort jedoch. „Warum seid Ihr nicht näher vor das Portal gefahren, Mundt?“, rügte er scharf. „Wollt Ihr, dass ich meinen Mantel durch den Dreck des Hofes schleife und mir nasse Stiefel hole? Sorgt gefälligst dafür, dass ich trockenen Fußes ins Haus komme!“

„Sehr wohl, hochwürdiger Domherr!“, sagte Rutger Mundt katzbuckelnd und drehte sich um. Sein Blick fiel sofort auf Jakob und den Schweden, die ihm am nächsten standen. „Ihr zwei! Ja, ihr! ... Kommt her!“

Der Schwede stellte sich taub wie eine Ziegelwand und rührte sich nicht von der Stelle und Jakob tat es ihm gleich, wenn ihm auch das Herz im Halse klopfte. Mit grimmiger Miene kam der kantige, bullige Mann nun auf sie zu. „Habt Ihr nicht gehört, was der hochwürdige Domherr und vertraute Berater unseres hochwohlgeborenen Erzbischofs gesagt hat? Holt ein paar Bretter von da drüben und legt sie von der Kutsche bis zum Portal in den Schnee!“, befahl er ihnen und wies auf den Stapel Bauholz, der neben dem niedergebrannten Gästehaus auftrug.

Der Schwede blieb unter dem eisigen Blick des Kutschers gelassen und antwortete scheinbar gedankenversunken: „Es quoll wie Rauch hervor sein Odem und wie bei Glut und Feuerbergen aus seinem Munde fressend Feuer.“

Rutger Mundt starrte ihn einen Augenblick verständnislos an. „Was redet Ihr da für wirres Zeug, Mann! Geht an die Arbeit!“, blaffte er ihn an. Dann ging sein Blick zu Jakob. „Und du auch, Bursche!“, Du rufst, aber im Wind verweht dein Wort“, sagte der Schwede spöttisch. Rutger Mundt fixierte ihn scharf. „Wollt Ihr Euch über mich lustig machen, Spitzbart?“, zischte er and trat ganz nahe an den Schweden heran. Dieser rührte sich weder von der Stelle, noch verzog er auch nur einen Muskel im Gesicht. „Dein Wort ist noch so jung in mir. Tu meine Augen auf, dass sie das Licht deiner Wunder fassen. Und in meine Seele senke Sehnsucht, nur deinen Willen zu erfüllen“, deklamierte⁴ er, den Kopf leicht zur Seite geneigt und den Blick gen Himmel gerichtet, als lauschte er verzückt seinen eigenen Worten nach. Jakob wäre beinahe in schallendes Gelächter ausgebrochen, als er den Schweden aus dem Psalter rezitieren hörte und dabei den ungläubigen Gesichtsausdruck des Kutschers sah.

„Ich warne Euch!“, zischte Rutger Mundt und Jakob nahm nun einen fauligen Geruch wahr, der dem Mund des groben Kerls entströmte. „Geht an die Arbeit und ich will Eure Unverschämtheit vergessen!“

Der Schwede zeigte sich nicht im Mindesten beeindruckt. „Ich habe weise Räte: deine Worte“, antwortete er ruhig. „Ich aber preise den gerechten Gott und nur Gerechte feiern mit das ewige Fest vor seinem Angesicht.“

Jakob bemerkte plötzlich, dass der Kutscher unter seinen Umhang griff. Im selben Moment legte aber auch der Schwede seine Hand scheinbar zufällig auf den Griff seines Dolches. „Nur zu, leg aus, was du geboten, mich dürstet nach dem Kelch der Weisung!“ Ein drohender Unterton lag in seiner trügerisch sanften Stimme. Der Kutscher zögerte. Die Anspannung zwischen den beiden Männern war fast mit Händen zu greifen. Jeden Augenblick konnten Messerklingen aufblitzen und Blut fließen. „Der gute Mann spricht in Psalmen⁵“, platzte es da aus Jakob heraus, als müsste er den Schweden vor dem Zorn dieses Fremden beschützen. „Er kann nicht anders! Das ist so seine Art. Ihr könnt hier jeden Klosterbruder danach fragen!“ „Gesegnet ist das Wenige des Gerechten, verflucht des Bösen Oberflusses“, sagte der Schwede mit einem kurzen Seitenblick zu Jakob. „Wie Mond erlischt in Wolken, so gehen die Bösen unter.“ Jakob sah, wie der Kutscher die Lippen zu einem dünnen, harten Strich zusammenpresste, und hielt den Atem an. Noch immer lag Gewalt in der Luft. [...]

Fast im selben Augenblick ging die Tür auf und Bruder Tarzsius eilte, die Kutte geschürzt wie ein Weib die Röcke, die Stufen des Portals hinunter. Er konnte gar nicht schnell genug zum Domherrn Melchior kommen, um ihn willkommen zu heißen [...]. Und als Melchior von Drolshagen ihn ungnädig darauf hinwies, dass er nicht gedenke, das Leder seiner Stiefel zu ruinieren oder sich gar nasse Füße zu holen, da rief der Subprior eifertig Liffard und zwei andere Konversen⁶ zu sich und wies sie an, die Arbeit zu tun, für die der Kutscher Jakob und den Schweden im Auge gehabt hatte. Damit war der kritische Moment überwunden. „Ihr habt Glück gehabt, Spitzbart! Aber wagt es nicht noch einmal, mir und meinem Herrn so dreist die Stirn zu bieten!“, fauchte Rutger Mundt den Schweden an. „Das nächste Mal kommt Ihr nicht so billig davon!“ „Dein Wort gehe in mir auf wie ein Batzen Hefe in einer warmen Stube!“, erwiderte der Schwede sarkastisch⁷. Rutger Mundt starrte ihn an wie ein Henkersknecht, der Maß für das Richtschwert nimmt. Unter seinem rechten Auge zuckte nervös ein Muskel. Dann wandte er sich abrupt ab und kehrte zur Kutsche zurück.

¹ Zion: Heiligtum in Jerusalem; ein Hügel, der den Namen „Gottesberg“ trägt; Zimbel: in der Bibel erwähntes Schlaginstrument. Der Ausruf des Schweden bezieht sich auf die Verse 2 und 5 des Psalms 150 im Alten Testament.

² Prälat: hoher kirchlicher Würden- und Amtsträger

³ Kurie: päpstliche Behörde

⁴ deklamieren: feierlich vortragen

⁵ Psalter: Buch der Psalmen in der Bibel (Altes Testament)

⁶ Konversen: Arbeiter, die im Kloster leben, aber keine Mönche sind

⁷ sarkastisch: bissig-spöttisch

Aus: P.A.U.L. D. Persönliches Arbeits- und Lesebuch Deutsch. Hrsg. J. Diekhans, M. Fuchs, Schöningh-Verlag 2006, S.97-99

T 3

Simone van der Vlugt (geb. 1966) **Nina und das Amulett aus den Flammen**

In den folgenden Ausschnitten aus dem Roman „Nina und das Amulett aus den Flammen“ von Simone van der Vlugt lernt ihr Nina kennen, die in Würzburg im Jahre 1630 bei ihrem Onkel und ihrer Tante lebt. Ninas Mutter wurde als Hexe verbrannt und hat ihrer Tochter ein Amulett mit der Abbildung einer Heilpflanze hinterlassen. Die Mutter besaß die Fähigkeit zu heilen und war der Hexerei angeklagt worden, was ihre Tochter jedoch noch nicht erfahren hat. Nina scheint allerdings ebenfalls einige der Fähigkeiten der Mutter zu besitzen, gerät bald selbst in Verdacht und muss aus Würzburg fliehen.

Im folgenden Abschnitt lernt ihr sie jedoch noch in der Gemeinschaft der Bürger Würzburgs kennen und erfahrt zugleich etwas über das Leben, den Glauben an Gott und die Magie in dieser Zeit.

„Hütet euch vor dem Teufel!“

Nach dem Frühstück half Nina ihrer Tante beim Abräumen. Zusammen stellten sie die Stützböcke an die Wand. Bevor sie zur Kirche gingen, schnappte sie sich schnell ein Ei, das Tante Hanna früh am Morgen aus dem Hühnerstall geholt hatte. „Nina, komm jetzt. Was machst du noch?“, rief Tante Hanna ungeduldig.

„Ich bin schon da!“ Nina steckte rasch das Ei in ihre Tasche und lief hinter Onkel und Tante her. Die Bäckerei der Familie Bauer lag im Schatten der mächtigen Domkirche. Das Glockengeläut war ohrenbetäubend. Von allen Seiten kämpften sich die Menschen durch den Schnee zum Domplatz. Kinder warfen mit Schneebällen. Nina saß gern als eine der Ersten in der Kirchenbank. So konnte sie die hereinströmenden Menschen beobachten, anstatt von ihnen angegafft zu werden. Trennwände zwischen den Bankreihen grenzten die verschiedenen Stände voneinander ab. Außerdem hatte jede Zunft ihre eigenen Plätze, die Weberzunft saß getrennt von der Bäckerzunft. Für die Frauen war eine separate Ecke vorgesehen. Auf der Empore saßen, hoch über dem einfachen Volk, die Ratsherren und andere Honoratioren¹ der Stadt.

Tante Hanna stieß ihre Nichte an und zeigte mit einem Kopfnicken nach oben. Nina blickte empor und entdeckte Fürstbischof Philipp von Ehrenburg, den gefürchteten Inquisitor. Er war der Überzeugung, dass zwischen Gott und dem Teufel ein Kampf um die Weltherrschaft ausgetragen wurde. Verbissen

jagte er sämtliche Anhänger des Teufels, täglich entlarvte er weitere Hexen. Ehrfürchtig munkelte man, er habe bereits hunderte von Hexen hinrichten lassen, sogar eine Frau aus seiner nächsten Verwandtschaft. Und das allein in Würzburg, der Stadt, die anscheinend ein Nest dieser Teufelsbrut beherbergte. Niemand wagte es, sich gegen diesen mächtigen, gefährlichen Mann aufzulehnen. Wo er auftrat, wichen die Menschen auseinander. Nina tastete in ihrer Tasche und fischte das Ei heraus. Sie hatte einmal gehört, dass man in der Kirche mit einem Ei, das an einem Sonntag gelegt worden war, feststellen könne, ob jemand eine Hexe sei oder nicht. Statt Gebetbüchern hielten die Hexen Speck in den Händen. Und auf dem Kopf trugen sie keine Hauben, sondern Milchkübel. Gespannt hielt sich Nina das Ei vor die Augen und drehte sich nach allen Seiten, aber keine einzige Haube verwandelte sich in einen Milchkübel, kein einziges Gebetbuch wurde zu einem Stück Speck. Als ihre Tante sie ärgerlich am Arm fasste, fiel ihr das Ei aus der Hand und zerschlug am Boden. „Was machst du da?“, zischte Tante Hanna. Nina wollte es ihr erklären, aber die Tante hörte gar nicht zu. „Benimm dich. Alle schauen auf uns!“ Mit hochroten Wangen konzentrierte sich Tante Hanna auf die Predigt. Pfarrer Mathias Kramberg forderte die Gläubigen zu mehr Gottesfurcht auf, um so dem Teufel Widerstand leisten zu können. Nina gähnte heimlich. Diese Predigt hatte sie schon so oft gehört. Jeden Sonntag erzählte der Pfarrer von der Gerissenheit des Teufels, der vor allem schwache Frauen zu verführen versuchte. Dem Pfarrer zufolge waren Frauen von Natur aus leichtgläubiger und deshalb das bevorzugte Werkzeug des Teufels. „Hütet euch vor Satans List und seinen Betrügereien, Bürger von Würzburg“, rief er mit schallender Stimme durch das Kirchenschiff. „Hütet euch vor Frauen, die selten die Kirche besuchen, aber hütet euch besonders vor Frauen, die dem Gottesdienst sehr regelmäßig beiwohnen. Sie werden nämlich ihre Gründe haben, Gottesfurcht vorzutauschen. Auch fromme Nonnen sind verdächtig, weil der Teufel ein wahres Vergnügen daran findet, gottselige Jungfrauen zu verführen. Junge Mädchen sind gefährdet, weil der Satan sie sich ganz gewiss nicht entgehen lässt. Hütet euch vor allem vor diesen Frauen. Auch in eurem Familienkreis können sich Teufelskinder aufhalten. Lasst euch nicht von der sogenannten Unschuld kleiner Kinder blenden. Sie können aus einer Buhlschaft ihrer Mutter mit dem Teufel hervorgegangen sein. Ein kleines Mädchen kann genauso gut die Buhlerin des Teufels sein wie eine Frau mittleren oder hohen Alters. Hütet euch vor Hebammen, denn sie könnten das Neugeborene heimlich im Namen des Satans taufen. Selbst eure Frömmigkeit würde nicht ausreichen, um diese Kinder aus den Klauen des Teufels zu retten.“ Und so ging es noch eine Weile weiter. Die Kirchgänger lauschten mit ängstlichen Gesichtern. Sie schielten misstrauisch um sich und schlugen ein Kreuz nach dem anderen. Nina fragte sich, wie viele der gottesfürchtigen Kirchenbesucher wohl in Wirklichkeit Hexen waren.

¹ Honoratior: wegen seiner sozialen Stellung besonders angesehener Bürger

Aus: P.A.U.L. D. Persönliches Arbeits- und Lesebuch Deutsch. Hrsg. J. Diekhans, M. Fuchs, Schöningh-Verlag 2006, S.74-75

T 4

„Die Hexe soll sterben!“

Nachdem die Gläubigen aus der Kirche geströmt waren, versammelten sie sich mit neu gewecktem Misstrauen in kleinen Gruppen auf dem Domplatz. Hinter vorgehaltener Hand machten Gerüchte die Runde. Nina hörte mehrere Male Bärbel Schaffners Namen.

„Alles Unsinn! Bärbel Schaffner ist eine anständige, ehrliche Frau. Wenn sie eine Hexe ist, bin ich auch eine“, sagte Onkel Thomas mit gedämpfter Stimme.

„Aber es kann doch kein Zufall sein, dass das Kind von Georg und Liesl Aldenhoven erstickt ist, kurz nachdem Bärbel die Mutter am Wochenbett besucht hat“, flüsterte Tante Hanna.

„Lächerlich!“ Onkel Thomas schnaubte empört. „Das hätte jedem passieren können. Das Kind ist erstickt, weil es sich die Decke über den Kopf gezogen hat. Hätten die Eltern besser aufgepasst, wäre das nicht geschehen. Komm jetzt bloß nicht damit, das Kind wäre vom Teufel erwürgt worden. Ich bin ja auch der Meinung, dass der Teufel eine Menge auf dem Kerbholz hat, aber man kann ihm nicht alles anlasten, was schlecht ausgeht. Das geht wirklich zu weit.“

„Und sie isst Brot mit Butter und Käse“, fuhr Tante Hanna fort, als hätte sie ihren Mann nicht gehört. „Milch auf Milch, das muss Teufelswerk sein.“ „Glaubst du nicht an Hexen, Onkel Thomas?“, fragte Nina, als sie durch den knisternden Schnee nach Hause stapfte.

Onkel Thomas runzelte die Stirn. „Doch, ich glaube schon, dass es Hexen gibt. Wenn ich nicht daran glauben würde, würde ich die Existenz des Teufels und somit die Existenz Gottes abstreiten. Ich bin aber davon überzeugt, dass er eine so weit verzweigte ketzerische Organisation niemals dulden

würde." „Das tut er auch nicht. Unser Herrgott hat bestimmte Menschen dazu auserwählt, den Teufel zu bekämpfen", gab Tante Hanna zurück. „Meinst du etwa Philipp von Ehrenburg?", fragte Onkel Thomas scharf. „Dieser Mann ist imstande, ganz Würzburg auf den Scheiterhaufen zu bringen." „Sprich nicht so laut!" Tante Hanna sah sich ängstlich um. „Ich spreche überhaupt nicht laut, niemand kann uns hören", knurrte ihr Mann. „Und was wäre schon dabei? Es ist höchste Zeit, dass irgendjemand diesem Wahnsinn Einhalt gebietet." „Aber das musst nicht ausgerechnet du sein", sagte Tante Hanna gereizt. „Es ist besser, sich nicht einzumischen. Ehe man sich's versieht, wird man selbst zur Zielscheibe."

Die Tante hat Recht, dachte Nina. Es wäre lebensgefährlich, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Das leiseste Gerücht und der geringste Fingerzeig würden schon genügen, angeklagt zu werden. Jedem Verdacht der Hexerei wurde auf der Stelle nachgegangen und dann wurde eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet. Und es gehörte nicht viel dazu, verurteilt zu werden. Jemand, der oft den Wohnort wechselte, war gewiss auf der Flucht. Jemand, der nervös wirkte, wenn von Hexerei die Rede war, musste sich zweifellos schuldig fühlen. Beim Mittagessen waren alle niedergeschlagen. Tante Hanna ließ dauernd etwas fallen und Onkel Thomas regte sich jedes Mal schrecklich darüber auf. Nina mischte sich lieber nicht ein und huschte bei der erstbesten Gelegenheit mit ihren Schlittschuhen aus dem Haus.

In einer der Gassen hinter dem Dom war eine Schneeballschlacht in vollem Gange. Nachdem Nina mehrere Bälle abbekommen hatte, stürzte sie sich lachend mit in die Schlacht.

Als sie genug hatte, lief sie zu einem Löschteich, der zu einer spiegelglatten Eisbahn zugefroren war. Einige hoch aufgeschossene Jungen kehrten die Fläche mit Besen aus Reisigbündeln. Zusammen mit den Töchtern des Apothekers übte Nina fleißig, schwungvolle Achter zu laufen. Das machte ihr so viel Spaß, dass sie die Zeit völlig vergaß - bis sie von lautem Geschrei aufgeschreckt wurde. Eine lärmende Menschenmenge kam um die Ecke, vorneweg humpelte zwischen zwei Bütteln eine Frau mit gekrümmtem Rücken und zusammengebundenen Händen.

„Hexe! Teufelshure! Wie eine Fackel sollst du brennen, du Kindermörderin!", tönte es aus der aufgebrauchten Menge, während mit Dreck nach der Frau geworfen wurde.

Viele Eisläufer liefen hastig zum Teichrand, um zu sehen, was auf der Straße vor sich ging. „Das ist doch Bärbel", sagte ein Junge. Einen Augenblick stand Nina wie angefroren auf dem Eis, dann lief auch sie schnell zum Rand, schnürte die Schlittschuhe ab und rannte hinter der Menschenmenge her. Sie sah gerade noch, wie Bärbel Schaffner die Treppenstufen zum Rathaus hochgestoßen wurde. Ihre Lippen bluteten, die Kleider waren an mehreren Stellen gerissen. Ob sie eine Hexe war oder nicht, Nina empfand tiefes Mitleid mit ihr. Mit einem Schlag fiel die schwere Tür des Rathauses hinter Bärbel ins Schloss. Als Nina sich umdrehte, lief sie in den massigen Körper ihrer Nachbarin Katrin.

„Nina Bauer! Wenn man vom Teufel spricht, ist er nicht weit", schrie Katrin.

Einige Menschen hielten verwundert inne. Nina spürte ihre brennenden Blicke und schaute bestürzt um sich. Ihr Gefühl sagte ihr, dass Davonrennen gefährlich wäre.

Ohne lange zu überlegen, bückte sie sich, hob einen halb gefrorenen Pferdeapfel vom Boden und warf ihn in Richtung Rathaus.

„Die Hexe soll sterben!", rief sie.

Das brachte ihr beifällige Rufe ein und bald darauf flogen mehrere Pferdeäpfel auf das Rathaus zu. Nina nützte die Gelegenheit, um möglichst ungesehen von dort zu verschwinden.

Die Abenddämmerung senkte sich bereits über die Stadt. Es hatte wieder angefangen zu schneien, dicke Flocken häuften sich auf Fenstersimsen und Vordächern. Durch die Fenster fiel das Licht aus den Häusern nach draußen und färbte den Schnee gelb.

Aus: P.A.U.L. D. Persönliches Arbeits- und Lesebuch Deutsch. Hrsg. J. Diekhans, M. Fuchs, Schöningh-Verlag 2006, S.79-80

T 5

Der Sündenbock

Nina, die gern in der Natur ist und wie ihre verstorbene Mutter Visionen hat, hat einen Sturm kommen sehen, als sie gerade außerhalb der Stadt war. Dabei wird sie von anderen Stadtbewohnern beobachtet, was für Nina schließlich gefährliche Auswirkungen hat.

In der Nacht lauschte Nina mit gespitzten Ohren dem zunehmenden Wind. Der Regen peitschte gegen die Läden, Bäume ächzten. Bald heulte der Sturm um das Haus. Sie kroch tiefer unter ihre Decke, aber sie konnte das Tosen immer noch hören. Sie hatte Angst, weil sie wusste, was kommen würde, und presste das kühle Amulett tröstend an ihre Wange. Mir wird schon nichts passieren, beruhigte sie sich. Gegen Morgen fiel sie in einen unruhigen Schlaf, doch kurz darauf wurde sie von

der Stimme ihres Onkels geweckt. Durch die leicht geöffneten Läden spähte sie nach draußen. Es war noch dunkel. Dichte Wolkenfetzen jagten am Himmel, Bäume wurden gefährlich hin und her gepeitscht. Irgendwo hörte sie das Geräusch von splitterndem Holz. In der Stube zündete Onkel Thomas mit besorgter Miene das Talglicht an.

„Ist was passiert?“, fragte Nina ängstlich.

„Bis jetzt noch nicht. Aber ich befürchte eine Überschwemmung.“

„Eine Überschwemmung?“, murmelte Tante Hanna. „So stark hat es doch gar nicht geregnet!“ „Aber es reicht, durch die Schneeschmelze in den Bergen ist der Fluss sowieso schon angestiegen.“ Ein ohrenbetäubendes Krachen ließ sie zusammenzucken.

„In der Kirche sind wir sicherer. Zieht euch schnell an!“, sagte Onkel Thomas.

Rasch schlüpfen sie in ihre Kleider. Tante Hanna suchte hastig etwas Proviant zusammen, bevor sie sich dem tosenden Sturm aussetzten. Nina bekam kaum noch Luft. Der Wind riss an ihren Kleidern und einen Moment lang drohte sie an eine Mauer geschleudert zu werden, doch Onkel Thomas legte rechtzeitig einen Arm um sie und ließ sie nicht mehr los. Weit vorgebeugt kämpften sie gegen den Sturm an. Sie waren nicht die Einzigen, die Zuflucht in der Domkirche suchten. Von allen Seiten kamen die Menschen ängstlich angelaufen, manche weinten.

Auch die Kirche war nicht verschont geblieben. Am Boden verstreut lagen Glassplitter von geborstenen Fenstern.

„Ich erkundige mich mal, wie die Lage aussieht“, sagte Onkel Thomas. „Vielleicht kann ich hier oder dort behilflich sein. Wartet hier auf mich.“ „Thomas! Geh nicht weg, Thomas!“ Tante Hanna lief hinter ihrem Mann her. Nina wollte ihr folgen, doch eine Gruppe drängelnder Neuankömmlinge versperrte ihr den Weg. Plötzlich tönte Geschrei durch die Kirche: Am Fluss waren zwei Brücken eingestürzt! Mehrere Menschen waren von der Flutwelle mitgerissen worden und jetzt strömte das Wasser durch das Maintor in die Stadt.

„Es steht schon in den Häusern am Fischmarkt“, sagte ein Mann. „Ich komme gerade von dort.“ Nina hielt es zwischen den nassen, drängelnden Menschen nicht mehr aus und bahnte sich einen Weg zum Kirchenportal. Der Sturm fegte über den Platz. Dicht an die Häuserwände gedrückt, kämpfte sie sich zum Fluss vor. Am Ufer hatten sich viele Menschen versammelt, die fassungslos auf die eingestürzten Brücken starrten. Einige von ihnen wagten sich gefährlich nah ans überschwemmte Gebiet heran. Mit knarzendem Getöse brachen die Bootsstege unter dem aufgepeitschten Wasser zusammen, die Bürger wichen erschrocken zurück. Als sie Nina sahen, hielten sie einen Moment inne und zeigten murmelnd in ihre Richtung. Da erst merkte sie, dass sie ihr Amulett umklammert hielt. Schnell versteckte sie es unter ihrem Umhang. Irgendetwas in den Augen der Menschen jagte ihr große Angst ein. Den ganzen Vormittag irrte Nina durch die Stadt. Obwohl sie wusste, dass das nicht ungefährlich war, konnte sie unmöglich ruhig in der Kirche bleiben. Immer wieder musste sie sich selbst sagen, dass nicht sie für diese Naturkatastrophe verantwortlich war. Sie hatte den Sturm nicht ausgelöst, sondern lediglich kommen sehen. Endlich legte sich der Wind. Der Himmel riss auf und das Sonnenlicht schien auf ein gewaltiges Chaos. Kaum ein Haus war unbeschädigt geblieben, zwischen dem Schutt lagen tote Menschen und Tiere. Über die ganze Stadt hatte sich eine dicke Schlammschicht gelegt. In der Handwerkersiedlung vor der Stadtmauer suchten die Menschen unter dem Geröll nach ihren wenigen Habseligkeiten. Der Sturm hatte kaum etwas von ihren armseligen Holzhütten übrig gelassen. Aber auch die stattlichen Kaufmannshäuser hatten Schaden erlitten. Dächer waren abgedeckt worden, Fenster zersplittert. In knöcheltiefem Wasser trieben kostbare Möbel. Die fruchtbaren Hügel vor den Toren der Stadt waren von Steinen und Schlamm bedeckt. Die ganze Ernte war vernichtet, das Vieh ertrunken. Natürlich suchten die Würzburger nach einer Ursache für das Unglück, nach einem Sündenbock. Was sie zunächst für den Zorn Gottes gehalten hatten, wurde für sie zu einer erneuten Heimsuchung durch den Satan. Verbissen machten sie sich auf die Suche nach seinen Handlangern, nach den Anstiftern dieses Elends. Und sie fanden sie. Die Herren der Obrigkeit hatten mit den vielen ~ Beschuldigungen alle Hände voll zu tun. Nina bemerkte die drohenden Blicke der Menschen, denen sie begegnete. Vor Angst versuchte sie, sich möglichst unsichtbar zu machen, und fiel doch gerade dadurch auf. Als sie einige Tage nach dem Sturm über den Markt ging, kamen ihr von der anderen Seite des Platzes zwei Stadtwächter entgegen, beide gerüstet mit Helm und Hellebarde. Ihr war, als würde ihr die Luft abgeschnürt, ihre Zunge schien am Gaumen festzukleben. Mit bleischweren Beinen ging sie langsam weiter. Noch zwei Schritte trennten sie von den Wächtern, noch einer ...

Doch sie gingen direkt an ihr vorbei. Ihr wurde schwindlig, taumelnd suchte sie Halt an einer Mauer. Noch immer zitternd vor Angst, bog sie kurz darauf in die Domstraße ein. Vor dem Haus wartete Tante Hanna mit verweinten Augen auf sie.

„Da ist sie! Thomas, sie ist da!“, rief sie, als sie ihre Nichte sah. Verwundert betrat Nina die Stube. Onkel Thomas stand vor dem Fenster und blickte in den Hof. Als er sich umdrehte, sah er Nina so ernst an, dass ihr angst und bange wurde. „Was ... was ist los?“, fragte sie beklommen. Onkel Thomas kam auf sie zu und legte ihr eine Hand auf die Schulter. „Lotte Schmidt war soeben hier, um uns zu warnen“, sagte er. „Sie hat gehört, dass etliche Gerüchte über dich verbreitet werden. Einige Menschen haben sogar bezeugt, dich am Tag vor dem Sturm am Fluss gesehen zu haben. Du hättest merkwürdige Handbewegungen gemacht, als würdest du Verwünschungen aussprechen. Deine

Haube muss davon geweht sein, man hat nur den Korb im Schilf gefunden. Einige behaupten auch, dich während des Sturmes mit dem Amulett in der Hand gesehen zu haben." „Aber ich hab doch überhaupt nichts getan!", rief Nina kreidebleich.

¹ Hellebarde: Stoß- und Hiebwaffe mit axtförmiger Klinge und scharfer Spitze

Aus: P.A.U.L. D. Persönliches Arbeits- und Lesebuch Deutsch. Hrsg. J. Diekhans, M. Fuchs, Schöningh-Verlag 2006, S. 84-85

T 6

„Unkraut! Unkraut!"

Nina wird von ihren Mitbürgern in Würzburg zum Sündenbock für die entstandenen Sturmschäden gemacht. Nun droht ihr die Gefahr, selbst als Hexe angeklagt zu werden, und ihre Tante und ihr Onkel beschließen, dass Nina aus der Stadt fliehen müsse. Nach einigen schwierigen Versuchen, ein ruhiges Leben in einer anderen Stadt zu führen, ist sie jedoch wieder unterwegs. Dies ist für ein dreizehnjähriges Mädchen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges allerdings sehr riskant. Nachdem sie überfallen wurde und sich gerade noch selbst retten konnte, entscheidet sie sich dafür, als Junge- mit abgeschnittenem Haar und in Hosen - ihr Glück zu finden. Auf ihrem gefährlichen Weg trifft sie Maximilian Kratzer, der ebenfalls seine Heimat verloren hat: Seine Frau ist vor Jahren als Hexe verbrannt und er aus seinem Ort vertrieben worden. Auf ihrem gemeinsamen Weg stolpert Maximilian, und Nina, die offensichtlich die Heilkräfte ihrer Mutter geerbt hat, hilft ihm durch Handauflegen.

Keuchend stieg Nina hinter Maximilian den steilen Hügelpfad hinab. Er ging mit langen Schritten voraus, was sie immer wieder in Staunen versetzte. Sie selbst brauchte sämtliche Kräfte, um mitzuhalten. „Wie geht es deinem Fuß?", rief sie.

„Ganz gut, hin und wieder spüre ich nur noch ein leichtes Stechen", antwortete er, ohne sich umzudrehen. Vielleicht war die Verletzung doch nicht so schlimm gewesen.

„Kannst du vielleicht etwas langsamer gehen?" Nina stöhnte.

Maximilian blieb so ruckartig stehen, dass Nina gegen ihn prallte, und zeigte mit seinem Stock um sich. „Mein junge, sieh dir doch mal an, was Mutter Natur uns Schönes zu bieten hat. Hast du es denn gar nicht eilig, das alles zu entdecken?" Er drehte Nina den Rücken zu und nahm sein gewohntes Marschtempo wieder auf.

Die Natur interessierte Nina nicht. Mit einer schönen Aussicht konnte sie sich nicht den Magen füllen. Eigentlich hatte sie genug von Wald und Wiesen und würde lieber mit einem gut gefüllten Korb über den Markt gehen. Irgendwann werde ich in die Stadt zurückkehren, nahm sie sich vor, ich denke nicht im Traum daran, mein ganzes Leben lang durchs Land zu wandern und nicht zu wissen, wo ich schlafen und was ich essen soll. Was habe ich schon von duftenden Blumen, ein frisches Brot wäre mir lieber. Maximilian verlangsamte seine Schritte. [...]

„Kennst du dich mit Kräutern aus?"

„Ich kann Suppe daraus kochen", antwortete Nina. Maximilian bückte sich und pflückte eine Pflanze am Wegrand.

„Was meinst du, was das ist?", fragte er. „Unkraut, oder?"

„Unkraut! Unkraut!", brauste er auf. „Das ist Digitalis."

„Oh", sagte Nina. „Davon habe ich noch nie gehört."

„Es ist der lateinische Name für Fingerhut, ein hervorragendes Heilmittel gegen Herzleiden. Aber zu viel darf man nicht davon nehmen, denn die schwarzen Samenkörner sind giftig."

„Giftig?", wiederholte Nina entsetzt. „Aber dann kann man doch daran sterben?"

„Nicht, wenn man die richtige Dosierung kennt. Es klingt paradox, aber manchmal kann Gift Leben retten. Man muss nur wissen, wie."

„Kannst du mir beibringen, wie man richtig damit umgeht?", fragte Nina.

„Mich wundert, dass du nicht Bescheid weißt."

„Wieso sollte ich?"

„Das Amulett!", sagte Maximilian. „Die Pflanze auf deinem Amulett ist doch Digitalis, oder hat sie keine Bedeutung? Na ja, schon gut, wahrscheinlich hast du das Ding sowieso irgendwo geklaut."

„Hab ich nicht!", sagte Nina. „Ich habe es von meiner Mutter geerbt."

„Und das soll ich dir glauben?"

„Es stimmt wirklich!“, sagte Nina böse. „Das Amulett hat meiner Mutter gehört, und ich bin sicher, dass es mir Glück bringt.“

„Ach, deshalb streunst du also mutterseelenallein durch das vom Krieg geplagte Land“, sagte Maximilian spöttisch.

Ich hätte auch tot sein können, verbrannt als Hexe, dachte Nina, aber sie sagte es lieber nicht laut. Das ging den alten Mann nichts an.

In einem gemächlicheren Tempo gingen sie nebeneinander her. Dann und wann machte Maximilian sie auf Pflanzen und Blumen aufmerksam, nannte ihre Namen und erzählte, wofür sie nützlich sein könnten oder ob man besser die Finger davonließe.

„Woher weißt du das alles?“, fragte Nina verwundert.

„Meine Frau kannte sich mit Kräutern und Heilpflanzen sehr gut aus“, antwortete Maximilian.

Aus: P.A.U.L. D. Persönliches Arbeits- und Lesebuch Deutsch. Hrsg. J. Diekhans, M. Fuchs, Schöningh-Verlag 2006, S.88-89

T 7

JUTTA RICHTER Die Lückenbüßerin

Immer wenn Paula kam, war ich abgemeldet. Dann hatte Lukas plötzlich keine Zeit mehr. Dann saß ich auf der Bordsteinkante und zählte die Steinchen im Rinnstein. Paula war dreizehn, hatte richtige Brüste und einen langen schwarzen Zopf, der ihr fast bis zum Po reichte. Ich war zwölf und flach wie ein Brett und Mama erlaubte mir nicht, die Haare wachsen zu lassen. „Weil das unpraktisch ist“, sagte sie, „und außerdem stehen dir kurze Haare viel besser.“

Lukas war mein erster Freund. Zwei Tage nachdem er in unser Haus gezogen war, hatten wir uns auf der Treppe getroffen und Lukas hatte gegrinst und gefragt: „Wie heißt du denn, Prinzessin?“

Da war ich rot geworden, weil ich ihn durch die Gardine beobachtet und mir vorgestellt hatte, wir würden miteinander gehen. Er sah ein bisschen aus wie John Lennon, hatte große braune Augen, trug einen grünen Parka und verwaschene Levis. Prinzessin hatte mich noch keiner genannt.

„Meinst du mich?“, fragte ich um Zeit zu gewinnen. „Siehst du noch eine Prinzessin hier?“

Ich war mir saublöd vorgekommen, als ich den Kopf schüttelte.

„Ich heiße Anna“, hatte ich gestammelt und war weggerannt.

„Ej, warte doch; rief er, aber da hatte ich schon die Haustür hinter mir zugeschlagen.“

So fing alles an. Und es wurde ein Wahnsinnsommer. Jeden Tag Hitzefrei und der Himmel so blau wie ein Pfefferminzbonbon.

Wir hatten den gleichen Schulweg. Am nächsten Morgen wartete Lukas vor der Haustür auf mich.

„Na, Prinzessin, nimmste mich mit?“

Ich zeigte ihm die Abkürzung die Bahngleise entlang. und erklärte, dass wir so fünf Minuten einsparten.

„Nur wenn ein Zug kommt, müssen wir uns an den Zaun drücken.“

Während ich das sagte, hoffte ich, dass jetzt ein Zug käme, und ich hatte Glück.

Die Gleise fingen an zu summen. Ich nahm Lukas' Hand und zog ihn zum Zaun.

Es war ein Schnellzug. Er stampfte und fauchte und zischte und der Fahrtwind fuhr uns ins Haar. Wir standen ganz dicht aneinandergedrückt und hielten uns fest. Ich

konnte Lukas riechen. Er roch nach Tabak und Odol. Ich mochte diesen Geruch. Mein Herz klopfte wie verrückt und ich wusste, jetzt war ich verliebt.

„Deine Abkürzungen sind ganz schön aufregend“, sagte Lukas, als der Zug durch war.

„Wir können ja morgen den normalen Weg gehen; entgegnete ich. „Lebensgefährliche Abkürzungen sind mir lieber“, grinste Lukas. „Da kann ich Prinzessinnen in den Arm nehmen.“ Ich ging wie auf

Wolken. Nachmittags zeigte ich ihm meine Geheimplätze. Die große Waldwiese und das Blutbuchenzelt. Dort lagen wir im Gras und er kitzelte mich mit einem Halm, bevor er mir kleine weiche Küsse in den Mund zählte. Ich hätte platzen können vor Liebe. Alles war leicht und schön und ich war wirklich und wahrhaftig eine Prinzessin. Eine Prinzessin, flach wie ein Brett, mit kurzen Haaren und Sommersprossen.

Und dann kam Paula. An einem Freitagnachmittag stieg sie mit ihren Eltern aus einem flaschengrünen Mercedes, schleuderte ihren Zopf mit einer heftigen Kopfbewegung in den Nacken und umarmte Lukas und küsste ihn auf die Wangen, so wie es die Franzosen tun. Ich stand oben am Fenster hinter der Gardine und sah zu. Lukas hatte offensichtlich auf sie gewartet. Jetzt legte er den Arm um ihre Schulter und führte sie ins Haus. Dieses Wochenende war das erste Wochenende ohne Lukas. Die Sonne schien wie verrückt, Die Schwalben flogen hoch, die Abendglocken läuteten und der Himmel wurde violett. Und ich saß in meinem Zimmer und wartete auf das Schellen der Türglocke. Lukas kam nicht.

Am Sonntag sah ich, wie er Hand in Hand mit Paula die Straße hinunterging. Irgendetwas in mir krampfte sich zusammen. Ich war wie versteinert. Ich glaubte, mich nicht rühren zu können und eine Stimme in mir sagte: Jetzt zeigt er ihr meine Geheimplätze. Die große Waldwiese und das Blutbuchenzelt. Und er wird sie Prinzessin nennen und ihr die weichen kleinen Küsse in den Mund zählen, nachdem er sie mit einem Grashalm gekitzelt hat.

Paula sah aus wie eine Prinzessin. Weiß wie Schnee, rot wie Blut und schwarz wie Ebenholz. Wie im Märchenbuch gemalt.

Und wenn er mich auch so genannt hatte: Ich war keine wirkliche Prinzessin. Mit meinen kurzen Haaren, flach wie ein Brett und mit Sommersprossen. Das hatte ich immer gewusst, dass ich keine Prinzessin war.

Am Sonntagabend stieg Paula mit ihren Eltern wieder in den flaschengrünen Mercedes. Sie küsstem sich wie die Franzosen es tun und Lukas stand am Straßenrand und winkte bis das Auto um die Ecke verschwunden war. Dann senkte er den Kopf und ging ins Haus zurück,

Zehn Minuten später läutete unsere Türglocke.

„Na, Prinzessin“, sagte Lukas, „Kann ich reinkommen?“

Ich schluckte und nickte. Ich tat so, als ob nichts geschehen sei.

Lukas redete. Er redete darüber, was Paula gesagt hatte, was Paula gemeint hatte, wie Paula die Sache sieht ... In jedem zweiten Satz fiel ihr Name. Und je öfter er fiel, desto stiller wurde ich.

„Nächstes Wochenende kommt sie wieder“, sagte Lukas. „Du musst sie unbedingt kennen lernen!“

„O, ja“, log ich, „ich möchte sie wirklich kennen lernen!“ Und ich spürte, wie ein riesengroßer Zorn in mir wuchs.

„Eine Lückenbüßerin“, dachte ich. „Das also bin ich: eine Lückenbüßerin! Er wartet auf Paula und solange sie nicht da ist, bin ich die stellvertretende Prinzessin!“

Als Lukas endlich gegangen war, beschloss ich eine Prinzessin zu werden: mit Sommersprossen und kurzen Haaren. Ich begrub meine alten Geheimplätze. Ich würde neue Plätze finden. Ich würde alles neu erfinden: Die ganze Welt! Und das behielt ich für mich.

Aus: „Freundschaften. Geschichten, die verbinden.“ Hrsg. D. Schröder-Köpf. München: edition quinto bei Terzio 2007, S.207-209

T 8

RENATE WELSH 187 Stufen

Die vierundneunzigste Stufe. Er hielt sich am Geländer fest und führte die Uhr nahe an die Augen. Siebenundzwanzig Minuten hatte er gebraucht. Das war gar nicht schlecht. Gestern waren es zweiunddreißig gewesen. Er war auch nicht so sehr außer Atem wie sonst.

Er lehnte sich an die Betonsäule und nahm die Brille ab. Die Gläser waren angelaufen.

Das Licht blendete ihn, obwohl die Sonne hinter einer Wolkenbank stand. Er schloss die Augen und versuchte, sich in Erinnerung zu rufen, wie der Hügel von hier abfiel bis hinunter zur Hauptstraße, wie die Bäume, die Sträucher, die Häuser aussahen.

Es gelang ihm nicht mehr ganz. Manche Einzelheiten waren verloren. Hatten die Balkone an dem großen gelben Haus unten im Tal schmiedeeiserne Gitter oder eine gemauerte Brüstung? Er setzte die Brille wieder auf und starrte angestrengt hinunter. Das Haus blieb ein gelber Fleck. Ein gelber Fleck neben einem grauen Fleck, mit unregelmäßigen grünen Flecken davor.

Er wusste, dass die grünen Flecken Bäume waren. Der graue Fleck war das Haus, das gebaut worden war, als er zum ersten Mal im Krankenhaus lag. Damals hatte er den gelben Kran noch sehen können, mit allen Verstrebungen.

Plötzlich sah er einen blauen Schmetterling. Sah die vier Flügel, sah die zitternden Fühler.

Hin und wieder kam es immer noch vor, dass er etwas klar und deutlich erkannte. Wie früher. Nein, viel schärfer als früher, kupferstichgenau vor verschwommenem Hintergrund. Er wusste nur nicht, ob ihn die Erinnerung narrete. Ob er wirklich sah, mit den Augen sah, oder ob sein Gehirn aus einem Farbschatten ein Bild machte. Es war nicht überprüfbar. Er hatte lange nichts gesehen, das er nicht schon früher gesehen hatte, hunderte Male gesehen hatte, in der Zeit vor der Krankheit. Er machte sich wieder auf

den Weg. Rechtes Bein, linkes Bein nachziehen, Atemholen, weiter. Rechtes Bein, linkes Bein nachziehen, Atemholen.

Bei jeder dritten oder vierten Stufe musste er nachhelfen, den Oberschenkel mit den Händen fassen, um das Bein hochzuziehen. Er schwitzte, vor allem am Brillenrand und an der Oberlippe. Seine Tasche schnitt von Stufe zu Stufe mehr in seine Schulter ein. Hoffentlich waren seine Aufnahmen brauchbar. Er musste den Recorder immer unter die Bank stellen. Der Direktor hatte gesagt, er verstehe zwar die Schwierigkeit seiner Lage, aber es sei nun einmal nicht erlaubt, die Schulstunden aufzunehmen. Trotzdem tat er es. Wie sollte er sonst lernen? Der Direktor hatte leicht reden. Wenn er ein Buch öffnete, sah er eine bedruckte Seite vor sich, mit sinnvollen Zeichen. Die Mutter meinte, er solle die Blindenschrift lernen. Sicher hatte sie recht. Aber er konnte sich nicht dazu entschließen. An guten Tagen konnte er seine Notizen lesen, mit rotem Filzstift auf große Blätter geschrieben. Und wer sagte denn, dass die Krankheit ihm nicht auch bald das Gefühl in den Fingerspitzen nehmen würde? So wie sie ihm die Kraft in den Beinen genommen hatte und den Dingen die Schärfe? Die Ärzte behaupteten, das sei nicht wahrscheinlich. Aber die Ärzte hatten schon viel behauptet, vor allem am Anfang. Bevor alles so endgültig wurde.

Es tue ihm ja leid, hatte der Direktor gesagt. Aufrichtig leid. Aber wenn man einmal eine Ausnahme mache, dann sei kein Ende abzusehen.

Er hörte Schritte hinter sich. Ein Mädchen ging vorbei. Ihr grüner Rock flatterte, streifte ihn fast. Ein leichter Sandelholzduft traf ihn, als er ihn einatmen wollte, war er schon verweht. Ein paar Stufen höher zögerte das Mädchen, dann lief sie weiter, klapperte einen Rhythmus auf die Stufen. Vier Viertel? Sechs Achtel? Eine Synkope auf jedem Treppenabsatz. Er war froh, dass sie weiterging. Auf diese mitleidigen Blicke konnte er verzichten. Er wartete oft zwei Straßenbahnen ab, weil er nicht wollte, dass ihm jemand zuschaute, wenn er mühselig einstieg. Und die Leute, die ihm zu helfen versuchten, machten es oft noch schwieriger.

Das Mädchen war nur mehr ein grüner Schatten, verhallende Tritte. Regelmäßig wie Trommelschläge. Jetzt bog sie in den Kiesweg ein, der zur Straße hinaufführte. Der Kies knirschte anders als unter seinen eigenen mühsamen Schritten. Fröhlich knirschte er. Knirschen und fröhlich passte eigentlich nicht zusammen. Aber wie sollte man es sonst bezeichnen, dieses leichte Abrollen, dieses Geräusch von Kiesel, der auf Kiesel traf? Es war im letzten Jahr für ihn immer wichtiger geworden, Dinge, Stimmungen, Erfahrungen zu benennen, möglichst genau festzuhalten. Je enger der Kreis wurde, in dem er sich bewegen konnte, umso stärker wurde dieses Bedürfnis. Gleichzeitig wurde es immer schwieriger, gerade weil in dieser Enge auch die kleinsten Unterschiede ihre Bedeutung hatten. Es kam ihm vor, als lebe er in einem Wassertropfen und betrachte diesen Wassertropfen gleichzeitig durch ein starkes Mikroskop. Er wusste, dass die Enge von heute noch nicht die endgültige war, dass seine Welt immer weiter schrumpfen würde.

Eine Stufe. Nächste Stufe.

Plötzlich ging es nicht mehr. Er packte den linken Oberschenkel und hob das Bein mit großer Anstrengung hoch, verlor das Gleichgewicht und musste sich am Geländer festhalten. Durchatmen, tief durchatmen, bis die Bauchdecke zittert. Nochmals durchatmen.

Vor zwei Monaten hatte er zum letzten Mal versucht, sich die Pulsadern aufzuschneiden. Er verzog den Mund. Die Haut hatte er geritzt! Zugesehen hatte er, wie das Blut tropfte. Bis seine Mutter hereingekommen war. Sie hatte nicht geschrien, sie hatte nicht gefragt: „Wie kannst du mir das antun?“ Sie hatte nicht einmal geweint, jedenfalls nicht in seiner Gegenwart. Er war ihr dankbar dafür. Andere Mütter taten das. Er hatte es oft gehört, als er nach dem ersten Selbstmordversuch in der psychiatrischen Klinik lag. Die Mutter hatte ihm die Hand verbunden und den Arzt gerufen, der verstand, dass er nicht wieder in die Klinik wollte. Als die Wunden abheilten, juckten sie sehr.

Schon fast drei Uhr. Er hatte Hunger. Die zweite Hälfte der langen Treppe war immer die schwierigere. Trotzdem war er froh, dass die Eltern den Plan aufgegeben hatten, seinetwegen eine Wohnung unten im Tal zu suchen. Seine ersten Erinnerungen hingen mit dieser Treppe zusammen. Seinen Großvater, der ihn an der Hand führte, sah er überhaupt nur auf dieser Treppe. Er hatte den Kopf in den Nacken legen müssen, um Großvaters Gesicht zu sehen. Er hörte die tiefe Stimme, die ihm die Stufen erklettern half. Eins und zwei und eins und zwei. Er sah sich und seinen Freund Hannes von diesen Stufen hinunterspringen, fast wie Fliegen war das gewesen. Auf dieser Treppe war Jerusalem erobert worden und Fort Washington, oft am selben Tag. Er konnte sich genau erinnern, wie sie hinaufgerannt waren im vollen Kriegsschmuck, er genauso schnell wie Hannes. Heute war eigentlich ein guter Tag. Nicht nur, weil er den blauen Schmetterling gesehen hatte. In der Pause hatte Konrad gesagt: „Sei nicht so blöd!“ Komisch, dass das als Lichtblick zählte. Oder doch nicht komisch. Es zeigte an, dass Konrad aufgehört hatte, ihn mit dieser ausgesuchten Rücksichtnahme zu behandeln, die vor Mitleid triefte. Er hasste Mitleid. Es nahm ihm den letzten Rest von Selbstachtung. Dieses Mitleid, das immer zu sagen schien: „Herr, ich danke dir, dass ich nicht so bin wie jener.“ Eine von den vielen Möglichkeiten, die die anderen hatten, sich die Krankheit, die Angst, die Verzweiflung vom Leib zu halten. Die Feuerzange, mit der sie ihn anfassten. Als ob er nicht schon eingemauert wäre durch seine Krankheit. Mussten sie mit ihrem Mitleid eine weitere Mauer rund um ihn bauen, eine weitere Trennwand zwischen sich und ihm? Aber es gab ja heute keinen Anlass, wütend zu werden. Keinen Grund für Knoten im Hals. „Sei nicht so blöd!“, hatte Konrad gesagt. Genau wie er es zu allen anderen in der Klasse sagte, wenn er sich ärgerte. Er stieg ein paar Stufen fast ohne Schwierigkeiten hoch, musste nur kurz Luft schnappen, um das zweite

Bein nachzuziehen. Ein leichter Wind wehte vom Hügel herunter, gesättigt mit dem Duft von frisch geschnittenem Gras.

Aus: „Freundschaften. Geschichten, die verbinden.“ Hrsg. D. Schröder-Köpf. München: edition quinto bei Terzio 2007, S.87-90

T 9

Max Bolliger: Sonntag

„Was möchtest du?“, fragte der Vater.

Daniela studierte die Karte und entschied sich für Riz colonial.

„Gern!“, sagte der Kellner. Er behandelte Daniela wie eine Dame.

Das Ehepaar mit zwei Kindern. Die beiden stritten sich wegen einer kleinen Puppe aus Plastik. Die Mutter versuchte den Streit zu schlichten. Daniela sah, wie der junge seine Schwester unter dem Tisch dauernd mit den Füßen stieß. Das Dessert machte dem Gezank ein Ende.

Daniela erinnerte sich, wie sehnlichst sie sich einmal ein Schwesterchen gewünscht hatte.

„Wie geht es in der Schule?“, fragte der Vater. „Wie immer“, antwortete Daniela.

„Wird es fürs Gymnasium reichen?“

„Ja, ich hoffe es.“

Daniela wusste genau, dass ihre Noten weder in Mathematik noch in Französisch genügten. Dann eben eine kaufmännische Lehre ... oder Arztgehilfin ... Sie wollte jetzt nicht daran denken.

„Für mich waren Prüfungen nie ein Problem“, sagte der Vater. Daniela war froh, als der Kellner das Essen brachte.

Der Reis mit Fleisch und Früchten schmeckte ihr.

„Deine Mutter konnte nie richtig kochen“, sagte der Vater. Daniela gab darauf keine Antwort.

„Ich brauche einen neuen Wintermantel“, sagte sie. „Schon wieder?“

„Ich bin seit dem letzten Jahr zehn Zentimeter gewachsen.“ „Wofür bezahl ich eigentlich Alimente?“

„Mutter sagt, das Geld reiche nur für das Nötigste.“ „Gut! Aber ich will die Rechnung sehen.“

„Wünschen die Herrschaften ein Dessert?“

Der Kellner versuchte mit Daniela zu flirten.

„Nein, danke!“, sagte sie, obwohl sie sich heute früh in der Kirche ausgedacht hatte, Vanilleeis mit heißer Schokoladensoße zu essen.

Nach dem Essen fuhren sie am See entlang. Der Vater hatte ein neues Auto. Er sprach über Autos wie die Jungen in der Schule. Daniela verstand nicht, warum man sich über ein Auto freuen konnte, nur weil es einen starken Motor hatte. Aus dem Radio erklang Volksmusik. Sie fiel Daniela auf die Nerven. Aber sie stellte sie trotzdem lauter.

„Hast du viel Arbeit?“,

fragte sie.

„Wir bauen eine

neue Fabrik.“ Der Vater war Ingenieur. Daniela betrachtete ihn von der Seite, neugierig, wie einen Gegenstand. Sein Gesicht war braun gebrannt, sportlich. Der Schnurrbart stand ihm gut. Hatte er ihre Gedanken erraten?

„In zwei Wochen werde ich vierzig! Aber alle schätzen mich jünger.“ Daniela lachte. Ihr schien er älter. „Wie alt bist du eigentlich?“ „Hundert!“, sagte Daniela. „Nein, ehrlich ...!“

„Das solltest du doch wissen. Du fragst mich jedes Mal ... Im Februar dreizehn.“

„Dreizehn! Hast du einen Freund?“ „Nein!“, sagte Daniela.

„Das wundert mich. Du siehst hübsch aus!“ „Findest du?“ So ... erwachsen!“

Auf

einer Terrasse am See tranken sie Kaffee. Daniela beobachtete die Segelschiffe. Der schöne Herbstsonntag hatte unzählige Boote aufs Wasser hinausgelockt. Der Vater war verstummt und schaute alle fünf Minuten auf seine Uhr. „Ich habe um vier Uhr eine Verabredung.“ „Also gehen wir doch“, sagte Daniela und erhob sich. Der Vater schien erleichtert. „Ich bringe dich nach Hause“, sagte er.

„Ach, du bist schon wieder da“, sagte die Mutter.

Sie war noch immer im Morgenrock. Während der Woche arbeitete sie halbtags in einer Modeboutique. „Sonntags lasse ich mich gehen“, sagte sie zu ihren Freunden, „sonntags bin ich nicht zu sprechen.“ „Er hatte eine Verabredung“, erzählte Daniela. Die Mutter lachte. „Ich möchte wissen, warum er eigentlich darauf besteht, dich zu sehen. Im Grund liegt ihm doch nichts daran. Nur weil es das Gericht so entschieden hat und um mich zu ärgern.“ Daniela wurde

wütend. „Es geht ihm ausgezeichnet“, sagte sie. „Er hat sich ein neues Auto gekauft und so sieht prima aus.“ Die Mutter

zuckte bei ihren Worten zusammen. „Und den Wintermantel?“, fragte sie.

„Bewilligt!“

Die Mutter griff sich mit der Hand an die Stirne.

„Diese Kopfschmerzen!“, stöhnte sie. „Hol mir eine Tablette im Badezimmer!“ Daniela gehorchte.
 „Ich gehe jetzt“, sagte sie nachher.
 „Hast du keine Aufgaben?“
 „Nein!“
 „Aber komm nicht zu spät zurück!“
 „Ich esse bei Brigitte.“
 „Gut, bis neun Uhr. Ich lege mich wieder hin.“
 Als Daniela die Tür des Lokals öffnete, schlug ihr eine Welle von Rauch- und Kaffeegeruch entgegen. An den niederen Tischen saßen junge Leute, die meisten in Gespräche vertieft. Die Wände waren mit Postern tapeziert. Danielas Augen gewöhnten sich allmählich an das Halbdunkel. Suchend schaute sie sich um.
 Der Discjockey nickte Daniela zu.
 „Well, I left my happy home to see what I could find out“, sang Cat Stevens. Ja,
 er hatte Recht. Um herauszufinden, wie die Welt wirklich war, musste man sein Zuhause verlassen. Heinz hatte Daniela den Text übersetzt. Heinz war schon sechzehn Jahre alt. Sie war stolz darauf.
 Er saß in einer Ecke und winkte.
 Aufatmend setzte sich Daniela neben ihn. Er legte einen Arm um ihre Schultern. „Hast du den Sonntag überstanden?“, fragte er.
 „Ja, Gott sei Dank!“
 „War es schlimm?“
 „Es geht ... wie immer.“
 „Mach dir nichts draus.“
 Daniela kuschelte sich an ihn.
 „Was meinst du, werden wir es besser machen?“, fragte sie. „Wenn wir einmal erwachsen sind?“
 In ihrer Stimme klangen Zweifel.
 „Natürlich“, sagte Heinz, „natürlich werden wir es besser machen.“

Aus: M. Bollinger: Wir leben von der Hoffnung. Gedanken, Gedichte und Erzählungen für junge Menschen unserer Zeit. Hrsg. von Hans Frevert. Baden-Baden: Signal-Verlag 1985, S.54-56

T 10

Horst Bingel: Allez, Pinelli

Pinelli fuhr Tag für Tag mit seinem Fahrrad durch die Stadt. Früh am Morgen, wenn die Arbeiter unterwegs waren, saß auch Pinelli auf seinem Rad. Er kannte die meisten Straßen: nicht mit Namen, doch es gab wenige Straßen, die er übersah.

Am liebsten fuhr er durch die Vorortstraßen. Er fuhr eigentlich nur, um wieder in diese verkehrsarmen Straßen zurückzufinden. Morgens, wenn die Kinder in die Schule gingen, beugte er sich weit vor, schaute nicht mehr auf, fuhr noch ein wenig schneller, dann war er auch schon vorbei. Die Kinder hatten ihn gesehen. Sie warteten bereits auf ihn und erzählten ihren Freunden: „Passt auf, heute Mittag kommt er: Pinelli.“

„Pinelli, Pinelli ...“, riefen sie, „Pinelli, fall nicht vom Rad. Gleich fällt er, schaut nur, wie er fährt.“ Pinelli machte zweimal einen Handstand. Er fuhr etwas langsamer, das Rad schleuderte. Er versuchte noch einmal, einen Handstand zu machen: „Pinelli, Pinelli“, riefen sie ihm nach, „fall nicht vom Rad.“

Seit Tagen war Pinelli krank. Die Wirtin brachte ihm Tee und Tabletten. „Sie müssen gesund werden, Herr Pinelli. Ja, ich weiß, Sie mit Ihrem Radfahren. Sie werden nie wieder Rad fahren. Das Rad - das kommt mir überhaupt aus dem Zimmer.“

Nach zwei Wochen ging es Pinelli besser. Die Wirtin schimpfte, weil er bereits aufstand. Er schloss sich in seinem Zimmer ein und putzte sein Rad. Er schminkte sein Gesicht wie früher, er sah noch recht krank aus, die Kinder sollten es nicht merken. Er würde gesund werden und wieder Rad fahren wie einst.

Gegen Mittag, wie hatte Pinelli darauf gewartet: Die Kinder kamen aus der Schule ... Einige riefen, als er durch die Straße fuhr: „Ach, da ist Pinelli, er kommt hier manchmal vorbei, er macht einen Handstand. Er macht immer nur einen Handstand.“

Aus: H. Bingel: Herr Sylvester wohn unter dem Dach. Erzählungen. München: DTV 1967, S 47